

[skar.]

4272086

7847

Beltz' Bogen-Lesebuch

*

Schlesische Heimat

Heft 1

2. Auflage



Verlag von Julius Beltz in Langensalza

Ministerstwo Ziem
Niemieckich

~~BIBLIOTEKA~~

Nr. katalog. inwent.

~~UNIWERSYTET GDANSKI~~

~~INSTYTUT MATERIAŁOWY~~

~~Gdańsk, Piastowa
ulica Wita Stwosza 65~~

H 1186



Bearbeiter: Wilhelm Schremmer
und R. Schwierskott / Um-
schlagzeichnung von Hugo Bantau



BIBLIOTEKA
UNIWERSYTETU GDANSKIEGO



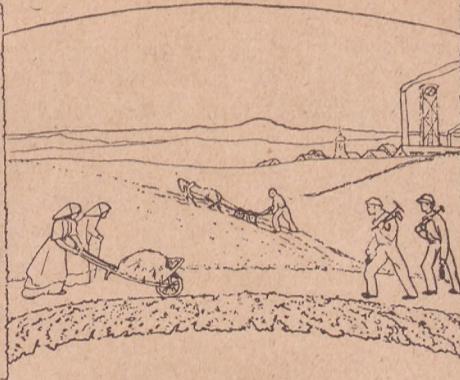
1101155399



Inhaltsangabe

Überschrift	Verfasser	Seite
1. Schlesisches Volk.		
Der Schlesier.	Gustav Freytag.	1
Ei der Schläjing die Leute.	Hermann Breiter.	2
Wie die alte Gottwalden selig stirbt.	Karl Hauptmann.	2
Der neue Knecht.	Wilh. Schremmer (Aus der „Jugend“).	5
Der ale Schafer.	Ernst Schenke.	10
Der Heidebauer.	Hans Christoph Kaergel.	10
Der Handelsmän.	Ernst Schenke.	11
Die Bettelfrau.	Wilh. Schremmer.	12
Der Nachtwächter.	Ernst Schenke.	13
Die Handwerksgesellen.	Schlesisches Volkslied.	14
Die lezte Schicht.	R. Urbanet.	14
Die nach Sonne hungern.	Curt Mirau.	15
2. Lied und Spruch.		
Selige Frühlingszeit.	Schlesische Kinderlieder.	17
Usterzeit.	Ernst Schenke.	18
Pipafeifla.	Volkslied.	19
Gänseblümchen.	Karl Brause.	20
Das Karafell.	Ernst Schenke.	20
Schlesischer Sommersonntag.	Schlesische Kinderlieder.	21
Abendlied.	Joh. Christian Günther.	22
Rautendelein	Gebh. Hauptmann.	23
Nachts.	Josef von Eichendorff.	23
Heimat.	Josef von Eichendorff.	23
s' Mutterle.	Karl von Holtei.	24
Ein Auszugshause.	Paul Keller.	24
Hirtenlied aus dem Gebirge.	Volkslied.	25
Hirtenlied.	Volkslied.	25
Volkspruch aus der Odergegend.	Volkstümlich.	25
Abzählreime.	Volkstümlich.	25
Bruder Malcher.	Schlesisches Volkslied.	26
Wa k̄ns derða?	Wilh. Schremmer.	27
Sprüche.	Von Johann Scheffler.	28
Sprüche.	Von Logau.	29
Schlesische Volksprüche aus dem Mittelalter.	Volkstümlich.	29
Volksprüche aus der Gegenwart.	Volkstümlich.	30
Der Schlesier im Sprichwort.	Volkstümlich.	31
Hirtenlied.	Aus dem schlesischen Spiel von Christi Geburt.	31
3. Gen Schlesien wollen wir fahren.		
Die alte Heimat.	Wilhelm Schremmer.	33
Ausfahrt.		38
Die Reise.		39
Die neue Heimat.		46

Überschrift:	Verfasser:	Seite
4. Die schlesischen Berge.		
Das Lied an den Eilzug.	Al. T. Wegner.	49
Die Heimat Eichendorffs.	Al. Lowad.	50
Ziegenhals.	Paul Knötel.	51
Die Grafschaft Glatz.	Paul Keller.	51
Das Eulengebirge.	Wilh. Schremmer.	53
Ein Abend in Dittersbach.	Herm. Stehr.	54
Riesengebirge.	Gerh. Hauptmann.	56
In der Schneegrube.	Wilh. Bölsche.	56
Eine Koppenwanderung.	H. C. Kaergel.	59
Die niederschlesischen Burgen.	Viktor Schaecke.	60
Das Schwarzbachtal im Isergebirge.	Hans Buchhold.	61
Im Katzbachtal.	B. Winkel.	62
Die Landeskronen.	Wilh. Schremmer.	62
Die Gebirgschlesier.	Herm. Stehr.	64
5. Schlesisches Flachland.		
Schlesierlied.	Al. Kopisch.	65
Mein Schlesierland.	Philo vom Walde.	67
Unter der Erde wandert's mit.	H. Christoph Kaergel.	68
Das oberschlesische Land und seine Entwicklung.	Wilh. Volz.	70
Die Oder.	Paul Keller	73
Der schlesische Strom	Al. T. Wegner	73
Der Oderwald	Wilh. Schremmer	74
Der Schlesier in der Niederung.	Herm. Stehr.	76
Vergessene schlesische Heimatburgen.	Georg Hallama.	76
Das Bartschgelände oberhalb Trachenberg.	Josef Partsch.	79



Schlesisches Volk

Der Schlesier

In Schlesien entstand ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig. Zu der deutschen Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slaven und von ihrer Kunst, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks auszuleben. Sie sind behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso mutig bei der Tat. Mit einem reichen Gemüt begabt, sind sie sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen. Doch fehlt ihnen nicht ein nüchternes Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern. Wie das Volk ist auch seine Mundart. Breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von den Lippen. Sie ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern. Sie bewahrt manchen altertümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slavenwörter. Die vielen Besonderheiten, welche einzelne Teile der Provinz, ja einzelne Orte haben, bezeugen noch jetzt, daß das Land durch Siedler aus verschiedenen Gegenden der großen Heimat germanisiert wurde. Dem Volke, welches so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden. Alle Beweglichkeit, welche die Schlesiern von den Slaven und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nötig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben, bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgeteilt und von den stärkeren Nachbarn Schläge erhalten.

Gustav Freytag

Ei der Schläsing die Leute

Ei der Schläsing die Leute
 hän eegnes Blutt!
 Mutsch sein se heute
 und morne gutt!

Wie's Water verdrießlich,
 Dås ies su Brauch!
 Scheint d' Sunne, schließlich
 Lacht ma dann auch.

Ei der Schläsing die Leute,
 und dås ies währ,
 hän a Herz wies Geläute
 su lieb und klär.

Hermann Breiter

Wie die alte Gottwalden selig stirbt

Es begann auf den Winter zu gehen. Und der Winter kam in diesem Jahre hart.

Da wollte manches Blatt vom Baume. Und mancher verdorrte Mensch ins Grab.

Auch die alte, hustende Mutter Gottwald wollte sterben. Sie hatte ihren Enkelsohn von drei Jahren in ihren dünnen Knochenarmen, lag zusammengekrümmt in der Backofenstelle und ächzte.

Draußen ratterte der Schneesturm an der kleinen Holzhütte in der Schlucht, und es begann auf den Abend zu gehen.

Da deuchte es der aufgescheuchten Alten, als wenn ein Altes käme.

Obwohl ihr einstiger Ehemann, der Schmied im Dorfe gewesen, ehe sie in der elenderen Armut wohnte, längst neben Pferdeleichen und Granatsplittern irgendwo zu Hauf auf dem Ackerboden unbegraben verfaul war.

Ein wirrumhangener, braunhudliger, sanfter Schädel reckte sich auch gleich zur schiefen, niedrigen Tür herein.

„Brauchst gar nicht zu erschrecken, liebe Frau Gottwalden . . . 's ist der Gevatter!“ sagte eine tiefe, gutmütige Stimme.

„Oh mein Gott . . . mein Gott du du!“ seufzte die Alte, „immer Elend . . . bloß Not und Jammer . . . immer Elend . . . das arme, ganze lang Leben . . . da is weiß Gott besser, ma lässt Not und Qual endlich hinter sich!“

Sie versuchte mit ihren verglasten Augen genauer zu sehen und kroch wieder zitternd und zögernd in ihr Lumpenbette zurück.

„Du willst wohl gar zu deinem Schmiede ins Grab nachfahren!“ sagte der alte Gevatter sehr launig, hatte das große, böhmische Taschentuch, das er zum Beutel gebunden vor sich trug, sorglich gelöst und hielt ein glitzerndes Vogelbauer in Händen, darinnen sogleich ein lieblicher Vogel auffang.

„Nu gar . . . Du hast mir wohl einen Kanarienvogel oder so mitgebracht!“ sagte die Alte aus ihrer Backofenstelle, und ihr totbleiches Gesicht starre auch schon an die rauchschwarze Balkendecke auf, wo der sanfte Gevatter den blinkenden Käfig befestigte.

„Ja . . . einen solchen Kanarienvogel hab ich dir mitgebracht!“

Der kleine, gelbe Vogel zwitscherte und jubilierte jetzt fröhlich.

„Ich hab dir den goldenen Vogel ausdrücklich mitgebracht . . . nämlich . . . es hat einmal einen Mann gegeben, der hieß Petrus Forschegrund . . . und dieser Mann hatte einen solchen kleinen Jubilervogel so lange zugehört, bis er darüber die Zeit und sogar das Sterben verpaßte . . . und wenn du also jetzt nicht gar zu erbärmlich freizt und jammert! . . .“

Er vollendete seine Rede nicht, setzte sich nur auch still auf die Ofenbank nieder, um selber dem Vogelgesange zu lauschen.

Denn die Alte starre nur noch staunend und schweigsam in das selige Tirilieren hinein.

Der goldene Vogel sang. Tirilierte und reckte selig Kehle und Köpfchen.

Da schien es der bleichen Alten in ihrem Lumpenbette zuerst und sie träumte in ihre leeren, verglasten Augen hinein, daß die Welt und alle Dinge in ihrem grauen Armutsstübel wie im Wasser- spiegel leicht tanzten und tändelten, wie leise auf- und abgewiegten.

Und es deuchte ihr auch daneben, als wenn sie nicht mehr nur auf Erden, sondern mit dem Vogelgezwitscher unter den Wolken wäre und hintriebe.

Das waren wundersame Verwandlungen.

Auch der alte Meilenschreiter saß nur stumm, seinen Kopf in beide Hände gestützt und rührte sich nicht.

Und dann begann vor dem Auge der Alten eine kleine goldene, warme Flamme zu brennen, wie wenn es auf ihrem eigenem Tische wäre. Das war der kleine, goldene Vogel noch immer, der sein seliges Lied ohn Unterlaß hinaustirilierte.

Aber die Alte war doch noch einmal irdisch erwacht. Flüsterte Worte, die man nicht verstand. Und sagte ganz laut: „Ich lache!“

Weil der goldene Vogel sang und sang.

Dann deuchte es der alten Gottwalden fortwährend, als wenn ein leichter Zweig ihres blühenden Birnbaums draußen vor den Fenstern in blauer Lust hin- und herschwankte und leise an ihrer kleinen Sonnenscheibe auf- und niederstriche.

Und es schien ihr auch, als wenn ihr Bäumchen ein Paradiesbäumchen wäre, obgleich es nur dürtige, aber schneeweisse Blüten trug.

Und in das selige Bild, das beständig vor ihrem erloschenen Auge stand, schien sich das Aufatmen ihres dreijährigen Enkels lieblich vernehmbar und wie erlost hineinzumüschen.

Nichts sonst hatte sich ewig in der stillen Dämmerhütte geregt.

Nur der kleine, goldene Vogel flötete und tirilierte unaufhörlich.

* * *

Ganz spät erst begann sich der alte, bedächtige Meilenschreiter auf der Ofenbank zu regen, war ans Fenster getreten, damit ihm noch der trübe Schein von draußen das alte Gesangbuch ein wenig erhellt, und sang mit seiner rostigen Stimme ein altes Kirchenlied einsam zu singen an.

* * *

Wie am Abend die enge Stube im Tiefdunkel sich mit den jungen Leuten, dem Sohne der Gottwalden und dessen jungem Weibe und den beiden frischen Jungen füllte, die draußen im Sturme Holzbürden vom Walde hintereinander niedergeschleppt und jetzt nur nach derben Brotkeilen und einem Trunke Wasser Gier heimbrachten, da war die Stube tief still.

Weder der goldene Vogel im Käfig an der Balkendecke, noch irgend ein alter Hudelskopf stand vor dem Fenster und sang ein Gesangbuchlied.

Nur das Gesangbuch lag noch auf dem Fensterbrett aufgeschlagen, als das junge Frauenzimmer mit ziemlichem Lärm den Span vor dem Ofenloch entzündete.

Aber wie die Kinder nach der alten Großmutter sahen, standen sie bald, eins nach dem andern, slumm um eine Entschlafene herum.

Die alte Mutter Gottwald hatte über dem Singen des Jubilier-vogels wirklich das Sterben verpaßt. Lag jetzt mit ganz jungem Gesicht da. Längst unwiederbringlich in die Ewigkeit eingebettet.

An diesem Abend war den Lebendigen in der armen Hütte zu Mute, als läge Goldstaub auf allen Bänken. Und als sänge immerfort heimlich eine ferne, selige Vogelstimme draußen in der Winternacht.

Und das junge Weib sah dann im Traume lange den Himmel weit offen. Und sah die Großmutter im hellerlichtesten Himmels-schein über Wolken gehen.

* * *

So hat Rübezahl auch manchmal die Mühseligen, die er liebte, die kleinen Mühsamen in den steinigen Schattentälern des Riesen-gebirges mit einem Stück tiefer Lebenswonne bedient, die je und je nur von den Inseln der Seligen herfliegt. Karl Hauptmann

Der neue Knecht

Die Haussdörferin ist mit ihren zwei Mägden auf dem Felde, oben am Abhang, als sich aus dem Gehöft, am Feldweg entlang ein buntes Gemisch herausschiebt: oben braun, in der Mitte weiß, unten grün, mit einem flatternden Tuch, als wachse es schrittweise mit dem Raingras zusammen.

Sie hätten es nicht bemerkt; denn sie sind mitten im Rüben-hacken, wenn nicht die Lust von fortwährenden Schreien erzittert wäre: „Haussdörferin, ha — hala! —“

Weit schallt es in die Felder.

„No, wüs is denn daß?“ sagt die Haussdörferin, indem sie ihre Augen zusammenknift und hinuntersieht. Sie behält aber ihre alte Ruhe, hat sie doch im Leben schon viel durchgemacht.

Sie trocknet sich mit ihrer Schürze den Schweiß ab; denn die Sonne meint es gut, die in aller Verwunderung starr am Himmel stehen bleibt und ebenso wie die Haussdörferin und ihre zwei Mägde den Abhang hinunterschaut. Es wächst allmählich ein Mensch heraus, ein Mann.

Die Mägde lichern, je näher er kommt. Die Sonne lacht, die Hausdörferin aber bleibt ernst.

Er trägt eine überaus hohe, braune Mütze, mit Umschlag und Knopf an den Seiten, von altväterlichstem Aussehen, die Jacke hinten am Beinkleid angehakt, das aus einem grünen Bettuch geschnitten scheint, wie es die neueste Mode in die Gegend geworfen hat.

Gleich den Händen sind die bloßen Füße von ganz erstaunlicher Größe, die grünen Hosen, die mit jedem Grase in ihrer Farbe wetteifern, unten so enge, daß jeder Beschauer unwillkürlich die Knöpfe an der Seite sucht, die das Anziehen erklären. Kein Auge entdeckt sie. Füße und Hosen bleiben ein ungelöstes Rätsel, das Geheimnis unentdeckbarer Beziehungen und steter Anteilnahme.

„Hausdörferin,“ sagt der Ankommende, abwechselnd seine Füße und die Rüben anblickend, „braucht Ihr'n Knecht? Vielleicht besinnt d'r Euch. Die Arbeit kan ich alles, Rübahaka, ich kan säen, mit der Sense haun, einfährn mit en, mit zwee Muschlan. Saht ock, Hausdörferin, dreiunddreißig Jahr bien ieh schunt Knecht. Ihr ward a ju ock kenna, dan Tachma bei der Eeche ei Friedersdorf. Bei dam war ich zuascht, der da fährt mit zwee Uchsa. Der Schimmel ies eige ganga. Und die ale Orlitten ei Heinrichau und der ale Gube, saht doch, ihr Leute, is ies ju nicht anders möglich, wenn sie's asu treiba mit dam Vieh.“ — —

Die Hausdörferin wartet, bis er ein Ende finde. Sie hat eine große Ruhe. Aber als es ohne Ende weiter geht, fährt sie in seine Rede hinein: „Seid doch amall stille, hiert doch amall uf! Ma wéß ju nich, wás ma antworta sul. Ma wird ju verwarrt.“

Sie macht eine kleine Pause und will ihn fragen. Er wartet das nicht ab. „Hausdörferin, ich kenn Euarn Män. Lacht ock nich, ihr Jungfarn! U fuhr mit zwee Brauna. Ja, wie lange is schunt har, do kam a noch Michelsdorf amal zur Arlittin. Die wär im Kühställe, allene —“ Sie muß ihn wieder unterbrechen: „Wie heßa Sie denn eigentlich?“

„Leuchtmann Heinrich. Mei Väter kam immer zu Euch. Der is ju mit Euch verwandt; denn dem Hausdörfer seine rechte Schwäster hatte 'n Bruder. Dam seine Schwester war verheiratet — —“

Wieder fährt sie ihm darein; er scheint es nicht zu merken.

So reden sie zusammen. — „Hären Se doch,“ schreit sie.

Sie hat alles vergessen, was sie sagen wollte, und als er schon wieder einsetzen will, ruft sie: „Sie finna doblein, wenn Sie wulln!“

Da legt er die Jacke nieder, trägt die Unkräuter zusammen, bindet sie ins Grastuch: „Saht ock, Hausdörferin und ihr zwee Jungfarn, das Zeug muß ma nich wegtun. Der Tachmann Körl sagte immer: Grünzeug bleibt Grünzeug, Kuh bleibt Kuh, und Milch ies Milch! Saht doch, Hausdörferin, ihr Jungfarn — —“

Die Mägde lachen laut auf. Alle Verhältnisse bringt er zusammen, kennt alle Verwandtschaften in allen Gliedern und redet, ob er mit dem Grastuch geht oder kommt: „Hausdörferin . . .“

Und diese Mühe, diese Hosen und Füße!

Was ist das für ein Grün im Beinkleide! Von hinten gesehen will es als Giftgrün erscheinen. Es wechselt den Eindruck.

Dann muß er den Ochsen herausholen, um den Wagen mit den Unkräutern hineinzufahren. Auch ihm scheint er zu erzählen; die drei hören aus der Entfernung nur die Unrede: „Muschlan, — Muschlan —“ Er behandelt das Tier so menschlich, wie es noch kein Knecht bei der Hausdörferin vollbrachte. Der vorige, brummig und verschlossen, hatte schon am ersten Tage das Tier mißhandelt, daß die Hausdörferin dagegen einschreiten mußte.

Beim Mittagessen bringt er bei jeder Kartoffel, die in den Mund soll, erst eine Geschichte heraus. Die drei Kinder der Hausdörferin, die aus der Schule heimgekommen sind, hören, staunen und vergessen alles. Er spricht und spricht, daß die Bäuerin schon zornig ruft: „Aßt doch lieber, stuppt Euer Maul!“ Er weht sich das Messer an den Hosen und schweigt einen Augenblick. Sein Stachelgesicht bleibt unbewegt, die lichten Auglein glänzen wie immer. Er ist nicht verletzt. Er erzählt schon weiter! Die Kinder verschlingen ihn fast mit ihren Blicken. Die wunderliche Tracht, die Rede ziehen sie heftig an. Der Kleinste, der dicht bei der Bäuerin sitzt, verwendet kein Auge von dem Zugewanderten, und die beiden anderen rücken auf der Bank näher zu ihm.

„Hausdörferin,“ sagt er nach dem Essen, „do möcht iech mir jühe men Kästa hulln aus Henrichau. Vielleicht kann ich mir a Muschlan einspäanna. Saht ock, ihr Leute, die Orlittin, wie ich bei dar wär, daren Schwäster, die unda im Lande ies — —“

„Da fahrt,“ sagt ihm die Bäuerin.

Am Abend bringt er auf dem Wagen einen ungeheuren Kasten an, der allseitig bunt bemalt ist. Alle Kinder des Dorfes geben ihm das Geleit. Die Dorfstraße kann das Gedränge und Geschriebe kaum fassen. Er hat den Ochsen am Kopf gefaßt und lenkt vorsichtig den Wagen über den Bach in den Hof. Die Kinderschar jagt er zurück.

Die Bäuerin, die zwei Mägde, die Kinder der Hausdörferin müssen mit anpacken, um das Kastenungeheuer in die Kammer zu schaffen. Unter den Schreien: „Ha — Hala“ gelingt es endlich. Erwartungsvoll harren sie alle der Dinge, die nun kommen sollen.

Er zieht seine Jacke herbei und greift mit dem ganzen Arme in das tiefste Futter hinab. Ein Schlüssel kommt heraus, der sicher einen Viertelmeter Länge hat. Der Kleinste der Hausdörferin ruft: „Mutter, sieh at!“ und der größte zeigt auf das unformige Schloß: „Sieh at, Mutter!“

„Mein: Mutter,“ erzählt der neue Knecht, „die im Februar

stärk, saht ock, ihr Leute, 's war sihr kält, hot ihn vo ihrer Mutter. Der Kleinert Tischler, der amall 'n Finger verlorn hot, da bemolt a. Saht ock, wenn ma ihn zu schärf anpact, do zerreißt a. Der Wurm is schunt drinne, und —“

„Mocht endlich usl! Wås soll das lange Gerede!“ ruft die Bäuerin.

Er stößt den Schlüssel ins Schloß, rüttelt, räkert, hebt, zerrt, stößt, schließt — der Kasten springt endlich auf, und eine Wolke von Staub wirbelt um die Staunenden. Dann greift er hinunter in die dunkle Tiefe, es klappt ein Brett, ein langgezogener Klagenton ertönt, die Aufmerksamkeit kann nicht mehr höher steigen, und eine

— Ziehharmonika kommt ans Licht. Er bläst den Staub herunter und fängt an zu spielen.

Die Jungen wimmern, es knittert und ringt innen nach Atem; aber das Wesen will doch zeigen, daß es noch lebt und Schmerzen fühlt, wenn die Klappentore ausgerissen werden; nach einer unendlichen Pause flagt ein Stimmlein. Und dann noch eins — und dann wieder eins.

Die Bäuerin läuft eilig die Treppe hinunter.

Wieder greift er in das Dunkel hinab. Eine

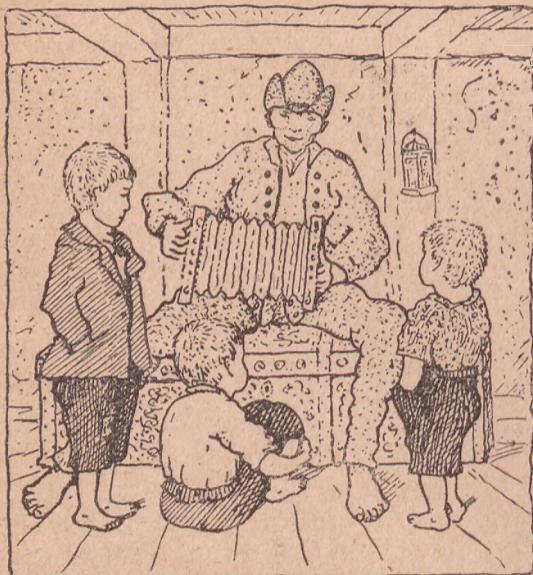
Dose erscheint. Er klopft auf den Deckel und pocht an die Seitenwände. Dann reißt er an einem Lederriemen. — Sein Gesicht rötet sich und kommt in Verzerrung.

„Nu wirscht du glei!“ ruft er.

Endlich folgt der Deckel den aufgebotnen Kräften. „Tobak, guder Tobak!“ erschallt es freudig. Er greift hinein und bietet ihn allen an. Die Kinder schnupfen, ohne an Vergiftungen zu denken. —

Auch die zwei Mägde rennen eilig die Treppe hinab. — Der Staub im Kasten hat sich beruhigt, die Finsternis gelichtet. Eine endlose Leere mit offenen Seitenkästen taucht hervor.

Doch er greift noch einmal hinab und zerrt aus dem einen Winkel ein schwarzes Etwas heraus. Das packt er am Kragen und schlägt es in die Lüfte. „Mei Träck,“ sagte er, „fur a Sunntig zum



Tanze.“ Er stäubt aus allen Ecken und raucht aus allen Taschen. Er zieht ihn an und sieht an sich hinunter. „Saht ock, ihr Kinderla, ma muß imm'r sein sein. Dan Frack höt moi Väter zur Huchst angehät, und der Wetter vom Väter, der lange Kittler, wullt'n amoll nich mehr wiedergahn. Do ging a ei die Städt und wie a hemfoni, sat a, a hätt'n verlurn. Ichburg ihn nich mehr weg. Saht ock — —“

Im Reden fühlt er in die zwei Taschen und holt eine grüne Rolle heraus und entfaltet sie. Es ist ein Schlip. „Für a Sunntig,“ spricht er.

Und noch einmal beugt er sich in den Kasten und fährt in die andere Ecke und bringt mit zwei Händen ein schweres Eisenstück heraus. Die Kinder treten näher.

„A Masser, Kinderla!“

Irgend ein Dorfsmied muß es angefertigt haben. Er ringt mit Riegeln und Rost, daß ihm die Worte ersterben, er ringt und reißt die Schneiden empor. „Brotmesser!“ sagt er, „Schlachtmesser!“ fährt er fort. Ein förmliches Schwert droht den Kindern entgegen. Sie weichen zurück. Dann geht es weiter. „Pfropferl — Schneider! — Kopulierer! — Glasreißer! — Baumfänger! — Steinbrecher! —“ Und immer springt aus Rost und Riegeln ein Wunder heraus.

Und noch einmal drückt er mit Leibeskräften. Nach vielen Minuten kommt schließlich eine geheimnisvolle Feder in Bewegung. Ein Stachel reißt sich auf. „Schlampagnerknaller!“ seufzt er schwitzend. Das ist das Ende, und was für ein Ende! Schaudernd stehen die Kleinen. Sie wissen nicht, was ein „Schlampagnerknaller“ ist, sie wagen angesichts dieses Stachels nicht zu fragen. Und er weiß es sicher auch nicht. Sie denken alle an Pulver und Blut, an trommelfellzerreißende Erschütterungen und Hilfeschreie.

Nun ist es genug. Nach schweren Bemühungen kriecht der Stachel wieder hinein. Das eiserne Ungetüm lagert sich von neuem still in der Ecke des Kastens, und der Schlüssel wird in das Futter der Jacke begraben.

Dann gehen sie hinunter in die Stube, in der schon die kleine Lampe traurlich flimmert und die Schüssel mit Kartoffeln auf dem Tische steht und dampft.

Neues Erzählen hebt an.

Nach dem Essen legt er sich in die Stube, wimmert, klagt und zeigt, wie ihm der Barbier in Heinrichau den Kopf zwischen die Beine klemmte und den Backenzahn herausriß.

Dann stellt er auf der Diele die Beine wunderlich zum Tanz. „Saht doch, das ies nie a su leicht, ihr Jungfarn; do braucht ma Jahre zum Larna,“ sagt er, obwohl es ihm der Kleinste von der Haussdörferin sogleich nachmachen könnte.

Seit diesem Tage ist er aller drei Kinder größter Freund. Bald kennt ihn das ganze Dorf, bald kennt er alle Dorfbewohner und

weiß alles von ihnen. Im Dorfe heißtt er der „grüne Heinrich“. Sonntags macht er Staat in grasegrünen Hosen, schwarzem Rock und grasegrünem Schlip. Im Sommer geht er barfuß dazu.

„Fortjän wullt ich ihn schunt, uste und bale,“ ruft die Hausdörferin, „über die Kinder, die dämlicha Racker, losa mit ihm furt!“

(Aus der „Jugend“) Wilhelm Schremmer

Dar ale Schafer

Dar Schafer hier, dar ale
gebuckte Män,
a ies err achtzig bale,
ma sitt's 'm än.

Die Schäfla uff derr Wiese,
die wissas schunt:
a nimmt amall 'n Priese,
dås ies gesund.

Die Alla und die Junga:
nu wås denn, hä?
Die kumma hargesprunga
und macha — bäh —

Derr Hund mit langa Säha,
dar rennt und ballt.
A muuž die Schäfla heha
dås muuž a halt.

A jät se uff derr Weede
halt rimm und nimm.
A Schäflan macht dås Freede,
S' ies ju nich schlimm.

Derr Schafer sachte, sachte
derhinger gieht;
a täpert mit Bedachte
und Schriet ferr Schriet.

Dås sitt ma schunt åm Gange,
du liebe Nut,
a täpert nimme lange,
do kimmt der Tid!

Do warn die Schäfla flenna
går siehr, går siehr;
derr Hund werd ängstlich renna,
dås årme Tier.

Do warn se går nich wissa
wuhar, wuhien,
da warn se ålle missa
zu Gräbe giehn.

Die Schäfla ei derr Reihe,
derno der Hund,
und immer zwehe, dreihe
ei enner Frunt.

Is werd går siehr a prächtig
Begräbnis gahn,
ihr Leute — nee, dås mächt ieh
ju solber sahn.

Und ies a dann begråba,
do ies a tut.
A ies gutt uffgehåba,
a leit und ruht.

Ernst Schenke

Der Heidebauer

Irgend ein Laut schreckte mich auf. Dicht unter mir, auf dem zerrissenen Wege, flirrte ein Wagen vorüber. Ein niedriger Bretterwagen. Ein Heidebauer, oder wie sie nennen: ein Halbbauer, ließ seine Beine vom Wagen herabpendeln. Lässig hielt er die Zügel. Auf dem Wagen blitzte ein Pflug. Er sah zu mir hinauf, und doch

fühlte ich's, daß er an mir vorbeisah. Die lange stumme Fahrt durch den Wald läßt nicht gesprächig werden.

Sein Kopf hing wie der träge Kopf des Pferdes, das langsam, Schritt für Schritt, durch den Wald stapfte. Kein Laut mehr. In der Ferne wird das Gefährt kleiner und kleiner.

Eine Stunde später begegnen wir wieder einander. Der Wald ist zurückgeblieben. Ein Feld legt sich vor ihm hin. Dort blinkte der Pflug. Er riß in den Leib der Erde. Aber sie blutete nicht. Der dünne, helllichtige Boden sprang über die Schneide des Pfluges, und grauer, feiner Sand rieselte darüber hin. Unbekümmert um das Lachen des Sandes, der im gleichmäßigen Spiel über die Schneide des Pfluges tanzte, schritt der Mann hinter seinem Pfluge her. Die Peife hing ihm schief im Munde. Sie war längst ausgegangen. Die Arme zitterten leise, wenn er den Pflug tiefer in die ausgehungerte Erde drückte. Er sah keine Ferne mehr, kein Grüzen der Berge. Seine Welt begrenzte sein Feld. Er glaubte nicht mehr und hoffte kaum noch; er setzte Schritt um Schritt und arbeitete seine ganze Seele in diesen Boden hinein. Und wer jemals vom Lande herkommt, wo die Erde noch von ihrem Herzblut hergibt, der lacht und lacht, daß je einmal hier noch Brot zum Himmel wachsen könne.

Wenn aber der Sämann über die Felder ging und die Nächte kamen, die die Körnlein behüteten, dann kam der Allgütige selber und segnete. Und von Jahr zu Jahr schenkt Gott den Menschen das Wunder, daß er aus Steinen Brot werden läßt, wenn er nur Arbeitshände sieht, die die Steine segnen. Hans Christoph Raergel

Der Handelsmän

Ihr Leutla, seid err alle do?

Gun Tag, schiene Frö!

Mähta Se nich wås Schienes kesa?

Schiene Bändla und schiene Schlefa,
a Kammla etwant ei de Håre?

Billige Wåre,

Schiene Wåre!

Iech bien a siehr rechtschäffner Handelsmän,

Billige Wåre, die biet iech än.

Wullda Se wås hier vo dann weißen

Schürzabändlan, die nich zerreißen?

Oder wullda Se griene hån?

Iech bien a siehr rechtschäffner Handelsmän,

dohie ein Kastla hå iech Wulle,

fusza Biehma kust' eue Kulle.

Schiene Kneppla hå iech dohie.

Murdsmäßig lält wårsch gestarn fröh,

die Gansla sein uff'm Eise geganga.
 Wullda Se etwant wäs vo da langa
 Handtichern ſesa — vo dann gelba,
 die Fro Pastern hôt ganz dieselba
 geleſt.
 Dohie die andarn ſein rut geſtreest,
 wenn Se etwant wulln ſichtē hän.
 Iech bien a ſiehr rechtfchäffner Handelſmān.
 Deure Zeita, die warri merr kriega;
 ihr lieba Leutla, iech wiel nich liega,
 aber ihr werd amoll fahn,
 is werd kene Wāre gahn.
 Eure Klunkarn warn ſein zerriffa,
 und ihr werd wie die Bummler rimloſa missa,
 Lumpa werd err euch im die Beene ſchlān.
 Iech bien a ſiehr rechtfchäffner Handelſmān.
 Keft, keft, ihr Leute, ihr ſpärt euch Geld,
 Is warn biese Zeita warn uff derr Welt. Ernst Schenke

Die Bettelfrau

Das Feuer im Backofen lodert ſchon auf; noch trägt der Knecht Scheitholz in das Haus. Der Morgen liegt grau und trübe. Es ist Schnee gefallen in der Nacht, der die Schritte der Dahineilenden im Hause und auf der nahen Dorfstraße auffängt. Selbst die alte Hofbrücke liegt heute ſtill und meldet die Gäste nicht, während ſie noch gestern jeden Balken ſchreien und knarren ließ. Plötzlich ſchlagen die Nachbarhunde an; unser Hoft Hund ſpringt aus der Hütte. Aus dem Niederhof naht eine hohe dunkle Gestalt. Es ist die Wiesenbüttnerin, die erste der Bettelleute. Die Kinder drücken ſich vor ihr ſcheu in die Häuſer, da ſie einen unheimlichen Eindruck hinterläßt. Sie trägt einen weiten, schwarzen Talar, den ihr der Pastor im Dorfe geschenkt hat. Sie hat dieses ſelſame Kleidungsstück in kleiner Art geändert. Der wagt niemand ein Wort nachzurufen. Mit langen Schritten überquert ſie die Brücke und tritt über die Schwelle. „Gun Morga!“ sagt ſie und bleibt an der Haustür halten. Ihre dunklen Augen starren in die rote Glut. So bleibt ſie unbeweglich ſtehen, bis ihr die Mutter eine Schnitte Brot und eine Tasse heißen Kaffee reicht. Niemals habe ich oder meine Schwester gewagt, ihr Gaben zu reichen. Sie ißt und trinkt, während wir ſcheu aus weitem Hintergrunde, nach der Hand der Mutter greifend, auf die düſtere Gestalt blicken, der jedes Kind im Dorf ängſtlich ausweicht. „Gatt ihr die Hand, dam ärma Weibe!“ sagt der Vater eines Tages. Keiner wagts. Sie stellt die leere Tasse auf den Kessel, tritt zum Feuer heran und reibt ſich die Hände.

„Ihr seid zu ganz blo vor Kälde!“ ruft der Knecht, „hätt Ihr denn keene Feuriche?“

„Nee,“ sagt sie.

„Ihr erfriert wull gär ei Euer Stube?“

"Id."

„Nu, do sammelt doch Hulz eim Summer.“

„Meine Mutt'r kan nimmer furt,“ spricht sie, öffnet den Talar. Eine große Tasche erscheint, in die sie das Stück Brot schiebt. Sie sagt „Hät Dank“ und geht.

Sie wohnt mit ihrer achtzigjährigen Mutter in einem kleinen Häuschen zusammen oben im Walddörfchen. Wenn der Wind von den Schneelehnen herabfährt, trifft er ihre Stube zuerst. Die Achtzigjährige hockt drin am Ofen; die Tochter trägt ihr das Brot herbei. Vor Jahren hatte sie noch Arbeit im Vorwerk, dann konnte sie die Mutter nicht mehr allein lassen. Sie hat einst glückliche Tage gesehen. Ihr Unglück begann mit dem Tage, der sie an einen Mann band. Der vertrank schon am Tage nach der Hochzeit ihr Geld, versetzte die neuen Schäffer, trug das reisenfunkelnde Butterfäß auf der Schulter fort. Dann folgten die Ziege, die Kuh, das Pferd, Wagen und Geschirr, schließlich die ganze kleine Wirtschaft. So wurde sie von Stufe zu Stufe mit hinabgerissen. Das hinderte keine Arbeit und kein Weinen. Da war keiner im Dorfe, der die Frau nicht bejammerte, doch weder der Einzelne noch die Gemeinschaft halfen. „Wu soll'n mir hier anfanga?“ riefen manche, dachten alle. So ging das Unglück seinen Weg und riss auch im Herzen immer größere Lücken. Der Blick wurde starr und kalt. Als der Mann starb, war alles zu svät.

Wilhelm Schremmer

Der Nachtwächter

Is wär amåll a Wächter,
Nachtwächter wär a gär,
und zwär asu a echter,
wie no fe Wächter wår.

U wår vom besta Schläge,
dås hån mere glai gesät,
dar wußt's, wås a bei Tage
und wås a obends tåt.

Bei Tage ging a gråsa,
a rannte, stånd und lief,
und ei der Nacht, da såß a
und schlief.

A circular library stamp. The outer ring contains the text "Miejska Biblioteka Publiczna" in Polish, with "Miejska" at the top, "Biblioteka" in the center, and "Publiczna" at the bottom. The inner circle contains the text "Ernst Schenle Ziem" in German, with "Ernst" on the top left, "Schenle" on the top right, "Ziem" on the bottom right, and "Olsztyn" partially visible on the bottom left.

Die Handwerksgesellen

Frisch, lustig und fröhlich, ihr Handwerksgesellen!
 Und tut euch mit ängstlichen Sorgen nicht quälen!
 Denn nicht Reichtum macht glücklich,
 Zufriedenheit macht reich.
 Wir alle sind Brüder,
 wir alle sind gleich.

Wir haben schon Kaiser und Könige gesehen.
 Sie tragen goldne Kronen und müssen vergehen.
 Denn nicht Reichtum macht glücklich,
 Zufriedenheit macht reich.
 Wir alle sind Brüder,
 wir alle sind gleich.

Der Reiche lebt herrlich in großen Palästen,
 der Arme oft elend in Sumpf und Morästen.
 Doch nicht Reichtum macht glücklich,
 Zufriedenheit macht reich.
 Wir alle sind Brüder,
 wir alle sind gleich.

Schlesisches Volkslied

Die letzte Schicht

Ein trüber Dezembertag geht seinem Ende entgegen. Die mit Rauch und Dunst erfüllte Luft lässt bleiern auf der schmutzigweißen Schneedecke, die das Unheimliche des Bruchfeldes einigermaßen verhüllt. In der dicken Luft scheint jedes Leben erstorben zu sein. Nichts verrät, daß hundert Meter unter der Oberfläche ein heißer Kampf zwischen Menschen und den entfesselten Gewalten der Unterwelt droht. Die gefährlichen Kohlengase der Brandfelder sind wieder einmal durchgebrochen, und trotz stundenlanger Anstrengung ist es nicht gelungen, der Eingedrungenen Herr zu werden.

Aus dem Grubentor treten hastig drei Bergleute mit brennenden Lampen und eilen über den holprigen Boden des Feldes. Es ist der Fahrsteiger des Bezirks mit zwei Häuern. Der Beamte hat in der Grube sein Leben gewagt, um den Herd der Gase zu entdecken. Alle Mühe war vergebens. Doch das Pflichtgefühl lässt ihn nicht zur Ruhe kommen. Es brennt in seiner Brust wie in der Brust eines alten Soldaten, der den Feind aus der Verschanzung nicht vertreiben kann.

An einem alten Witterschachte machen die drei Männer Halt. Der Führer hat sich zum äußersten entschlossen. Er will von hier aus in das bedrohte Gebiet vordringen, um die Durchbruchsstelle der

Gase zu entdecken. Prüfend steht er am Rande der dunklen Öffnung: er kann das Wagnis unternehmen, die Wetter fallen ja.

Vorsichtig klettert er die steilen Fahrten hinab. Nur der Schein der treuen Lampe begleitet ihn auf diesem ernsten Gange. Schon weiß er sich in der Nähe der Grubenohle — da schlägt ihm ein Schwaden brandiger Wetter entgegen. „Die Gase kommen!“ Mit der ganzen Kraft seiner Lungen ruft er es zu den ihm folgenden Häuern hinauf. Dann strebt er mit dem Mute der Verzweiflung nach oben.

Zu spät! Die Dämonen der Tiefe halten ihr Opfer mit unbarmherziger Sicherheit fest. Die Lampe erlischt vor ihrem stickenden Hauche. Tiefes Dunkel hüllt den Unglüdlichen ein. Die Sinne und die Willenskraft schwinden. Langsam lösen sich die Hände von der Fahrt. Der Körper sinkt hinab und schlägt schwer auf der zunächst liegenden Bühne auf. Über den Leblosen hinweg schwillt der Giftstrom und schreitet der Mündung des Schachtes zu. Nur mit Mühe entrinnen die beiden Häuer dem tödlichen Atem.

Wie Irrlichter flackern bald darauf Lampen in der eingetretenen Dunkelheit um die Unglücksstätte. In fieberhafter Eile sind die Kameraden des Verunglückten am Rande des Schachtes mit den Rettungsarbeiten beschäftigt. Eine Gestalt löst sich aus der Gruppe und tritt an die Mündung, offenbar in der Absicht, in die gefährliche Tiefe hinabzudringen. Da schießt eine Feuersäule aus dem Schachte heraus — der Gasstrom hat sich an der brennenden Lampe entzündet. Die rote Glut taucht die Umgebung in ein magisches Licht und beleuchtet den Kreis der umstehenden Menge, deren Gesichter Hilflosigkeit und lähmendes Entsetzen verraten.

Die riesige Flammensäule hebt sich höher und immer höher zum Nachthimmel empor. Gleich feurigen Wogen quillt es aus der Mündung des Schachtes heraus; es braust und heult das schaurige Siegeslied entfesselter unterirdischer Geister. Die Flamme steigt dann wie ein prächtiges Purpursegel zur Höhe hinauf und zerflattert in tausend feurigen Jungen.

Tief unten aber ruht weltentrückt in Nacht und Stille der Steiger nach seiner letzten Fahrt. Über seinem Grabe bläht sich im fühlenden Hauche des Nachtwindes die lohende Totenfahne. R. Urbanet.

Die nach Sonne hungern

Hier macht die Sonne einen großen Bogen, grüßt nur zuweilen abendlächlich die schmalen Rämmern und lässt den engen Hof, der nach Licht weint, tagsüber im Halbdunkel liegen.

Diese großen, grauen und roten Kasernen, die Ameisenhaufen der Menschen, stehen wie Burgen auf kahlem Hügel oder ziehen sich wie riesenhafte, schwerfällige Kettenglieder eine Straße entlang.

Hundert kleine Fenster suchen Sonne; aberhundert bleiche Ge-

sichter pressen sich an blinde Scheiben; tausendfach berührt, verschlingt, umarmt sich hier das Menschenleben, reichen Lust und Qual sich stumm oder schreiend die Hände, wechseln in einem Stockwerk, in einer Stube, auf einem Fleck Hoffnung und Trostlosigkeit, Glück und Verzweiflung.

Aus den Kellern taumeln dunkelheitbenommene Gestalten an den Tag, aus den Dachluken starren Kinderäugen weitaufgerissen nach einer fernen, fernen Wiese.

Immer sind müde Männer in diesen Häusern, arbeitsruhige, bis zu den Lenden entblößte, über einen Waschtrog gebeugte und solche, die tief und traumlos schlafen, — die anderen sind drüber im Wirrwarr des Werkes, in der hämmerdröhnenenden Halle oder im tiefen, tiefen Schöß der Erde, Blöcke sprengend, Kohle schürfend, Schaufeln schwingend . . .

In den Stuben der Haushäuser schaffen die Frauen, dicke und magere, unter den vielen arbeitsgeröteten hier und da eine feine Blasie, die wie verirrt scheint, — Frauen mit vielen Kindern.

Die Kinder, — das ist das Leben. Unter ihnen wohnt noch die blanke Freude über eine Brotkruste, über jedes Auto, über den ersten Zitronenfalter. Hier sind die Spiele und Reime, Rügeln, Knöpfe, Bälle und Reifen zu Hause, hier sind übermütige Lustigkeit und sorgenscheuchender Frohsinn.

Einer der Hausbewohner hat um seine Fenster Dutzende von Vogelbauen gehängt. Da singen und zwitschern seine kleinen Freunde, von denen er auch hier in der Dunstwolkenstadt nicht lassen kann, die ihn an eine Gegend erinnern, grün von Gras, blau vom Himmel, hell von Sonnenstrahlen, — an sein Jugendland.

Ein schwärmerisches Mädchen hat ihr Kammerfenster mit Blumen, roten, gelben und weißen umstellt. Blasie, feinstenglige Pflanzen sind es, die sich sehnend an die Scheibe drängen.

Aus einem dritten Fenster, das geöffnet ist, schwingen Geigentöne. Nachklänge vom Sonntag: Operettenmelodien, Walzer . . .

Freudenfest in solchem Hofe, wenn der Leiermann kommt, daß alles mitsummt, Kinder ihren Reigen tanzen, andere wieder stumm bewundernd mit großen Augen dieses Märchen anstarren, das so schnell einen rosigen Glanz über das Elend hängt. Man muß die Menschen kennen, in deren Ohren die vollen, dunkeln Töne des Leierkastens süßer schmeicheln als Konzertflöte und Fagott, um diese alten, wehmütigen Melodien lieben zu lernen.

In das Kinderjubeln meckert eine Ziege, in den langen Reihen der Kohlenställe hüpfen weichfellige, schöne Kaninchen mit großen, ernsten Augen.

Um Abend, wenn es auch da stiller wird und ein Zelt, blau und sternenvoll, sich zwischen die breiten Dächer spannt, da dudelt aus irgendeiner Ecke die Ziehharmonika, oder ein frommes Lied wandert aus Mädchenseelen auf zum Himmel . . .

Curt Mirau



Hugo Bantau

Lied und Spruch

Selige Frühlingszeit

Ringelrujskaſta,
männe warn mir fäſta,
übermänne Kucha bačka,
ei zwē ſaga ſtruh neihacka! —

Es foll ein Kranz gebunden fein
aus lauter schönen Rosen,
komm, du Röslein, zart und fein,
es foll ein Kranz gebunden fein. —

Tiſt gieht der Zug no Brassel furt,
Brassel ies a ſchinner Art,
juchhei, juchhei, juchhei! —

Klatſch, klatſch, Hannerla,
wäs wad der Tata brenga?
U Sammerla. Wäs mē derzu?
U pár rute Schuh, 'n Riema
und dann a Puckel vul Striema! —

Is fängt an zu träppeln,
is finmt a Män mit Äppeln,
is fängt a zu raun,
is finmt a Män mit Zwann.

Schlesische Kinderlieder

Bely' Bogenlesebuch von Dr. E. Weber u. Dr. A. Schmidt
Bearbeiter: Wilhelm Schreinmer



Usterzeit

Wie nicht eim Winde
is Usterglöckla
bim bim geshwinde,
eim weiza Röckla
und wiegt sich leise
und wiegt sich linde.
A klenner Håse
mit senner Nåse
durt underm Strauch
guckt aus'm Gräse.
Die Kinder, die Ranga,
die wull'n a fanga.
Mit langa Stecka
giehl's durch die Hecka,
giehl's über a Gråba,
flink wie die Rätta.
Ees rufft: „Ich hab a!“
Ees rufft: „Ich hält a!“
Hops macht is Hasla, hops eis Looch,
war sän anwoch?
Die Sunne plinzelz voo uba runder,
Wåne råtpern eim Durfe nunder.
Wuhien ma sitt, wuhien ma fährt,
die Strooßa sein wie ausgekehrt.
Gänseblümla uss jedem Sammla,
drunda derr Schäfer treibt seine Lammila.
Omseln seifa und Finka schlän,
die macha's ang tulle, mächt ma sän.
Ei jedem Gårtla, verr jedem Tåre
nischt wie Katla und Drusseln und Tåre.
Die Sperliche quietsha mitta nei,
die finnas nich, dås hiert ma glei.
Die Fliega brumma,
die Wespa summa,
ma werd noch ums Schiere kumma,
ma werd am Ende noch toob dervo.
Wås ies derno?

Singt ock, singt ock, euch giehl's ju gutt,
ihr hott ju noch geserres Blutt.
Und derr Winter, dar aale tåprige Tårga,
hoot siech verkrucha eis Gebärge.
A hoot siech verkrucha,
merr warn a nich sucha.
A siht uss'm Zuta,
a friert än die Tuta.

Merr warn a nich wärma,
a werd siech härma.
Die Blümla hättas glei gewußt,
däz und a hätte nausgemüßt.
Die sein gekümnia über Nacht
und hän gelacht.
Kee Stäubla Schnie eim ganza Täle,
aber die Sunne, die wår überäle.
Und hurtig, hurtig die Kinder ginga,
hierz errsch singa?

Summer, Summer,
Klenner Pummer,
Kleenes Magla
macht a Paksla,
kriegt a Neegla,
kriegt a Beegla
flink, flink,
und wärt aß awing,
acht Tage nim,
acht Tage rim,
Ihr Madla — ihr Junga,
a limmt gesprunga.

War denn?
Eim Gräse —
War denn?
Derr Häse,
Derr Usterhäse,
derr Usterhäse?
Und die Glocka läuta,
wås suul's bedeuta?
Usterzeit,
guldne Zeit
läuta se nohnde,
läuta se weit.

Ernst Schenke

Pipafeifla

Pipafeifla gib mer Säft,
bis der Bauer a Häber räfft,
a räfft a ni alene,
der Hund, da hót vier Béne,
die Käze hót 'n langa Schwanz,
Pipafeifla bleib mer ganz.

Wilhelm Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge

Gänseblümchen

Gänseblümchen, Sonnenkind,
gehörst zu des Frühlings Hausgesind.
Deinen goldnen Knopf, deinen Spikenkragen
könnten die edelsten Jungfern tragen,
brauchten sich niemals drum zu schämen,
vielen von ihnen werden sich grämen,
daß du braves, niedliches Kleinchen
auf deinem dünnen, zarten Beinchen
so schmuck und lieb in die Welt kannst schauen
mit Blicken voll Anmut und Vertrauen.
Bist du auch aus niedrigem Stande,
gehörst doch zu den Schönsten im Lande.
Gehst du mit der Sonnenmutter zur Ruh
und machst deine feinen Spiken zu,
so schau ich noch einmal zum Kelch hinein
und sag: „Gut Nacht, mein Engelein,
Tausendschönchen, Sonnenkind,
du Schönste von Frühlings Hausgesind.“

Karl Prause

Dås Karassell

Hått err schunt beim Kratschem drunda
schunt dås Karassell gesahn?
Kummt åck hurtig; denn durt unda,
Kinder, Kinder, werd's våås gahn.
Kummt åck schnell, kummt åck schnell
uff dås schiene Karassell.

Fahrla hoot's zum drusse reita,
Elefanta zwee, drei Pår,
und uff ålla beeda Seita
Waane hoot's und Schlieta går.
Fang ock ån, fang ock ån,
du verpuchter Leiermåan.

Jedes Stückla kust enn Biehma,
emåll rimm, doo ies a weg.
Madla, hal dich ån a Riema,
fuste fleugst merr ei a Dreck.
Juchheida, juchheida,
jitz gieht's noch Amerika.

Und die Leier, die muuž singa,
und die gruze Glocke schlät
eemåll burna, eemåll hinga,
dåž die ganze Bude dräht,
immer rimm, immer rimm,
zahnmåll ies noch gär nich schlimm.

Obends brenna bunte Lichtla,
und die Mutter kimmt gerannt:
„Junge, du verdommtes Frichtla“ —
und die wackelt mit der Hand —
„Kimmste schunt, kimmste schunt,
du verpuchtes Vagabund?“

Und is hägelt uff die Jacke
wås de konnt und wås de hust,
Singla, Singla, kreiz mei Bäke,
o wie schnell vergieht die Lust,
o wie schnell, o wie schnell,
o du schienes Karaffell!

Ernst Schenke

Schlesischer Sommersonntag

Iech kumme zum Summer,
iech bien a klenner Pummer,
Luſt miech nie zu lange stiehn,
iech müž a Häusla wettergiehn.

Iech bien a klenner Kenig,
gatt mir nich zu wenig,
iech bien a klenner Garnegrüß,
gatt mir oč 'ne Pfaffernüß.

Iech kumme zum Summer,
iech bien a klenner Pummer,
brengt mer a Paksla Banna raus,
do renn iech gleich zer Tire naus!

Summer, Summer Negla,
gatt mir oč a Begla,
gatt mir oč a Pfafferding,
a Begla ies doch gär zu wing.

Der Härr Vetter hót 'nen hucha Hutt,
a ies gär alla Madlan gutt,
a wad sich woll bedenka,
zum Summer mir wås schenka.

U Tuta hân mer nausgetrieba,
a lieba Summer breng mer wieder.

Die Frô, die gieht eim Hause rim,
se hôt an schiene Scharze im,
mit dam guldna Bande,
sie ies die schinnste eim Lande.

Rot Gewand, rot Gewand, schöne, grüne Linden,
suchen wir, suchen wir, bis wir etwas finden.
Gehn wir in den grünen Wald,
singn die Vöglein, jung und alt,
sie singen ihre Stimmen,
Frau Wirtin find Sie drinnen?
Sind Sie drin, da kommen Sie raus,
bringen Sie eine Gabe raus,
ich nehme, was ich kriege,
ich bin damit zufriede.

Hindermist und Taubamist,
ei dam Hause krigt ma nischt,
ies das nie ne Schande
ei dam gruža Lande!

Volksmund

Abendlied

Abermal ein Teil vom Jahre,
abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
nach und nach der Ewigkeit.
Also müssen wir auf Erden
zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
der du mir den Tag verliehn,
höre, was ich tränend singe!
Läß mich würdig niederknien!
Nimm das Abendopfer hin,
das ich heute schuldig bin,
denn es sind nicht schlechte Sünden,
welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater, deine Güte
heißet überschwenglich groß.
Drum erquicke mein Gemüte,
sprich mich ledig, frei und los!
Gib der Buße stets Gehör!
Denn dein Knecht verspricht nunmehr
dein Gesche, deinen Willen
nach Vermögen zu erfüllen.

Johann Christian Günther

Rautendelein

In tiefer Nacht, mutterseelenallein,
kämm ich mein goldenes Haar,
schön schönes Rautendelein!
Die Böglein reisen, die Nebel ziehn,
die Heidefeuer verlassen glühn . . .

Gerhard Hauptmann

Nachts

O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
leis Schauern in den dunklen Bäumen —
wirrst die Gedanken mir,
mein irres Singen hier
ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Joseph von Eichendorff

Heimat

1.

Aus der Heimat, hinter den Bližen rot,
da kommen die Wolken her;
aber Vater und Mutter sind lange tot,
es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
da ruhe ich auch, und über mir
rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
und keiner mehr kennt mich auch hier.

2.

Mir träumt', ich ruhte wieder
vor meines Vaters Haus
und schaute fröhlich nieder
ins alte Tal hinaus,
die Luft mit lindem Spielen
ging durch das Frühlingslaub,
und Blütenflocken fielen
mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
der Mond vom Waldestrand,
im faden Scheine flimmert
um mich ein fremdes Land.
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis
die Gegend war vom Schnee,
mein Haar vom Alter weiß.

Joseph von Eichendorff

's Mutterle

Al Mutterle lâß
uf'm grunen Grâs,
uf'm kleen'en Grâb,
ei ir'r Hand an'n Stâb.

Dâs Mutterle wår
schund achzig Jâhr,
und se flennte und krieß,
dâß der Buck se stieß.

Wie ihch frâgen tu;
warum flennt se su?
„Aber meine Nut:
Mei Suhn is tud!

Dar dernährte mihch,
und 'a litt's oh nihch,
dâß mich Weib åber Mân
turste schippen und schlân.

Und do sitz ihch hie,
weene spâte und frûh,
bas der Herrgoht kümmt
und mihch och wegnimmt."

Und da sâß se nu,
flennte immerzu,
bas der Herrgoht kâm
und se och wegnâhm.

Der Paster gâb
ihr a kuhles Grâb,
bei Suhnes derbei,
und se läten se nei.

Do gedenkt's mihch schier:
wâm is wuller denn ihr?
Und niemensch kân
se nu schippen und schlân.

Karl von Holtei

Eim Auszugshause

Is Water droht und's rânt no heute,
nu, Pauer flink; nu niem ålle Leute
und fâhre ei! —
Gruß ward de Nut,
und teuer 's Brut,
denk ni å miech,
denke å diech
und å die Gesinder
und å deine Kinder, —
mach, hull dir's rei!

Nu sein se naus, und ich bien alleene —
wâs willst'n du mit dam Klâpperbeene?
Sihste, wie's blißt?
Und der Dunner druf!
Ditzt lâda se uf, —
doch's rânt no ni, — — —
jitzt kumma sie!
Hierste die Wâne?
Sie ermacha's ver'm Râne! —
Nu kumm ich mit dir!

Paul Keller

Hirtenlied aus dem Gebirge

Brie, Feuerla, brie!
Iech hitte ganne die Rieh,
iech hitte ganne die faula Ziega,
dâß ich kân beim Feuerla liega,
brie, Feuerla, brie!

Volkslied

Hirtenlied

Hello, hello, Riebarei,
wad nie bale Zeit eitreiba sein?
O nee, o nee, no lange nich,
die faule Mât hot no nich ausgemist,
sie hot sich uss Struh gelât
ud no ke Halmla Struh gesträat,
na wât, dâs wan m'r im Pauer sän,
a kinnt im Wege rausgefârn
mit vierundzwanzig Strânga,
a wad die faule Mât hânga,
hello aho!

Volkslied

Volksspruch aus der Odergegend

Geihst d'meit eiber d'Aluder?
Dreiben cis Mausit.
Dâs geiht mo schein,
dree Stickel vorn Beim.

Abzählreime

Bittner, Bittner bim, bim, bim,
dreimâll im die Tunne rim,
dreimâll im dâs Bittnerhaus,
guât 'ne ale Hexe raus.

Eins, zwei, Polizei,
drei, vier, Affizier,
fünf, sechs, ale Herz,
sieben, acht, gute Nacht,
neun, zehn, Hubelspähn,
elf, zwölf, Pauersch Pelz,
dreiza, varza, bunte Scharza,
fufza, sechza, Râba krâchza,

siebza, achza, Madla wachza,
neunza, zwanzig,
die Franzosa giehn nôch Danzig,
Danzig fing glei à zu brenna,
die Franzosa mußta renna
ohnc Strump und ohne Schuh,
immer furt nôch Frankreich zu.
Eulengebirge

On, trön, tree,
katter, lammer, see,
katter sie, katter so,
die Kapelle Santamo,
Santamo die Doppelrie,
on, tron, tree,
katter, lammer, see.

Warthe

Eng, deng, dinus,
sauer, ráčka, díčka, dus,
oi, woi, wámbus,
álla, sella, din,
eng, deng, din.

Waldenburger Gegend

Hier wackelt das Haus,
dort quietscht die Maus,
hier hopst der Floh zum Fenster naus,
hopst auf die Brücke,
bricht das Genicke,
hopst auf die Steine,
bricht sich die Beine,
kommt der Doktor Hampelmann,
klebt die Beine mit Spucke an.

Trebniher Gegend

Gretel reiber, Gretel reiber weider,
gib mir a Küssel, ich gei dir's weider.

Rechte Oberseite

Eine kleine Piepmäus
ging ums Rathaus,
wollte sich was kaufen,
hat sie sich verlaufen,
setzt sie sich ins grüne Gras,
macht sie sich die Hosen naß.
Breslau

Rumdi, rumdi, rumbibor,
wenn sie machen pfidibor,
wenn sie ihm was Schönes tun;
abo, gabo, itten ditten,
wer von euch ist aus?
Amandla, Bemandla,
Schnapsäckla, Pappsačla,
e Kissla, zwe Kissla,
drei Sticla Fleisch.

Neiher Gegend

Eins, zwei, drei . . . sieben,
komm, wir wollen Regel schieben;
Regel um, Regel um,
Bittner, Bittner, bum, bum, bum,
Bittners Frau, die alte Grete,
säß auf einem Stein und nähte,
fiel herab, fiel herab,
und das linke Bein fiel ab,
kam der Doktor Hampelmann,
klebt das Bein mit Spucke an.
i — a — u, aus bist du.

Hirschberger Gegend

Bruder Malcher

Unser Bruder Malcher
dar wult a Reiter warn,
a hätt áck keenen Sabel,
a kunte kener warn.
Die Mutter nám die Ufagábel
und schnallt's dem Malcher im a Nábel.
Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher
dar wult a Reiter warn,
a hätt áck keenen Mantel,
a kunte kener warn.
Die Mutter nám die Küchathür
und hing's dem Malcher hindafür.
Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher
 dar wult a Reiter warn,
 a hätt åcf kenen Hutt nich,
 a kunte kener warn.
 Die Mutter nám a Ufatupp,
 setzt ihn dem Malcher uf a Kupp.
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher
 dar wult a Reiter warn,
 a hätt åcf kene Stiefeln,
 a kunte kener warn.
 Die Mutter zug — saht, wås sie kän! —
 Ihm a påar Wåsseremer an.
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher
 dar wult a Reiter warn,
 a hätt åcf kene Spörner,
 a kunte kener warn.
 Die Mutter nám bum zum Buck die Hörner
 und gab's dem Malcher statt der Spörner.
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher
 dar wult a Reiter warn,
 a hätt åcf kene Handschka,
 a kunte kener warn.
 Die Mutter nám an Hirschebrei
 und stact des Malchers Hände nei.
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher
 dar wult a Reiter warn,
 a hätt åcf noch fe Pfard nich,
 a kunte kener warn.
 Die Mutter nám die schwärze Kuh
 und säte: „Malcher, reit åcf zu!
 Reit, Malcher, reit!“

Schlesisches Volkslied

Wa kåns deröta?

1. Uba und unda, ei der Mitte gebunda?
2. A Bauch vul Stêne, is sticht allene?
3. Is lëft und lëft und leit hält immer im Bette?
4. Zwelf Brider stiehn heisamma und kenner kän furt?
5. Zwe ben sitz usf'm Dreiben und zarrt åm Vierben?

6. Gickerla, Gickerla, flüg iversch' Uckerla; wie die liebe Sunne schien, ging Gickerla, Gickerla wieder heim?
7. 's sitzt enner usf'n Dache und röcht?
8. U lefft usf'm Kuppe und wad vo alla Leuta geträta?
9. Is kräbält und wäbält im Bauche und schlät mit a Fligeln?
10. Is sticht usf' der Mauer, rufft Kenig und Pauer?
11. Gepumpelt, gerumpelt, gesitschelt, gesatschelt, und wenn's Gepumpelte, Gerumpelte, Gesitschelte, Gesatschelte nie wetter kan, müß fanga vo vanna än?
12. 's ies wie a Fäß, fällt's runder, kans ke Mensch me macha?

Aus Wilhelm Schremmer, Wie der Schäfer singt, tanzt, spricht.

Sprüche von Johann Scheffler (Angelus Silesius)

(1624—1677.)

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Tür;
der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

Schleuß mich, so streng du willst, in tausend Eisen ein,
ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein.

Die Weisheit ist ein Quell, je mehr man aus ihr trinkt,
je mehr und mächtiger sie wieder treibt und springt.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,
der ist nicht wert, daß er im Menschenstande lebt.

Mensch, dienst du Gott um Gut, um Seligkeit, um Lohn,
so dienst du ihm noch nicht aus Liebe wie ein Sohn.

Wer in dem Nächsten nichts als Gott und Christum sieht,
der siehet mit dem Licht, das aus der Gottheit blüht.

Die ew'ge Gottheit ist so reich an Rat und Tat,
daß sie sich selbst noch nie ganz ausgeforscht hat.

Ich bin Gottes ander Er: in mir find't er allein,
was ihm in Ewigkeit wird gleich und ähnlich sein.

Sprüche von Logau

(1605—1655.)

Der kann andre nicht regieren,
der sich selbst nicht recht kann führen.

Allamodekleider, Allamodesinnen,
wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Freunde muß man sich erwählen
nur nach Wägen, nicht nach Zählen.

Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen;
ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden sein und rein;
wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern,
kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln,
donnern, krachen,
lachen.

Schlesische Volksprüche aus dem Mittelalter

Wo der Teufel nicht hin kann, da sendet er seine Knechte hin.
Je lieber das Kind, je größer die Rute.
Lache, wenn du heimgehst.

Wem die Kuh gehört, der ziehet sie beim Ziegel.
Von fremden Häuten schneidet man breite Riemen.
Alt und töricht ist zweifacher Schade.

Der beste Freund auf Erden ist der Pfennig in der Tasche.
Wer hat, was Klinget, der findet, was singet.
Wer am Freitage lacht, weint am Sonntage.
Selber hat, wer selber tut.

Ein jeder Hirte lobt seine Reule.
Kuchen hin, Kuchen her! Tu mir lieb, so tu ich dir wieder.
Vor Fastnacht kurze Predigt und lange Bratwürste!
Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt.

Blinder Mann, armer Mann!
Auf ganzer Haut schläft man gut.
Mit Müziggehen wird niemand reich.
Wenn man das Pferd verliert, so baut man den Stall.
Gibt Gott mir's nicht schaffelig, so gibt er mir's lößelig.
Wer die Weise kann, der führet die Braut heim.
Nach großer Hitze kommt gern eine Plaue.

Wahre Liebe altert nicht.

Die Katze liebt den Fisch; aber waschen will sie sich nicht.
Es müssen oft die Ferkel entgelten, was die Sau gebraut hat.
Der Wolf wandelt den Balg, aber nicht den Schalk.

Volkssprüche aus der Gegenwart

Über und Wenn macha Kummer.

Wås is Uuge nich sitt, tutt im Harze nich wieh.

War wiel miete affa, muß miet draſcha.

Klène Tipla kocha leicht ieber.

Kupferbarger sei o Städtleute.

Salz und Brüt macht die Wanga rüt.

Als Adam und Eva spän, wu war do der Edelman!

Wa sitt, wu sie fliega, wat bale gewähr, wu sie liega.

War im Hei nie gäbelt und ei der Arnte nie säbelt, im Harbste nie uffsticht, muß sahn, wie's im Winter geiht.

U seltener Gäst ies niemanda zur Läst.

Der Himmelsväter ies der beste Berater.

Wenn allis weg ies, hot die arme Seele Ruh.

Madla, die pfeifa, Hinner, die krähn, muß ma beda die Kölpe rim drähn.

Wen a armis starbt, jämmerl is Sterbegleckla: Lemteheesla, starbt a Reichis, do klingts: Sämt und Seide.

Gäckert der Hän, do sezt's 'n Män, gäckern die Henna, do wan sie fleuna.

Wer allis wéß, wéß nich viel.

Allene singa, allene draſcha, macht nie lustig.

Neue Spiegel, ale affa!

A kleiner Män, a grüßer Hutt, das ies a rechter Jebermutt.

Ma watt alt wie a Haus und larnt doch nie aus.

Ei der Jugend dent as Alder.

Das Fard, das a Håber verdient, krigt a selden.

Such mich ei Pätschke!

Du kimmst ju gezoin wie Warner vo Pätschke.

Spinne am Mårga bringt Kummer und Sorga.

Viel Kinder, viel Vaterunser!

Wenn der Hän kräht uff'm Mist, ändert sich's Wåter oder 's bleibt, wie's ist.

Januartruppa, Meazuppa. — Is än Lichtmeß hell und klar, hän mer zu affa is ganze Jahr. — Mazaschnie tutt der Söte wieh. — 'm Mai is nischt zu gutt, a sezt dam Zaunfahl no a Hutt. — Die Kartuffel spricht: Steckst de mich eim April, do kumm iech, wann ich will; steckst de mich im Mai, do kumm iech glei. Wenn kalt und naß der Juni war, verdribt er meist das ganze Jahr. — Wås Juli und August erscht kacha, kän kener brota. War sät noch Michel, braucht

wedoer Sense no Sichel. Us St. Gållatåg muß jeder uppel ei a Säck.
Brentg Allerheiligen Summer, brengt Martini a Winter. Weiße
Weihnacht, grüne Ostern. Jes der Winter wårm, ward der Bauer
årm. Morganå und aler Weibertanz tauarn nie lange. Obendriete
brengt hibsch Wåter miete.

Dreschsprüche: Kummt halft! Kummt zum Zichta. Kocht Koch-
fleisch o! Immer feste. Hulzäppelpappe! Die Måt ies no frank.

Wu Tugend und Gesundhet ies, do ies Lacha.

Besser vorgefahn als nöchgesahn!

Versteck a Nårrn glei hinger die Tir, a Urla steck a doch afir.
Dås sein tumme Fåre, die nich frassa, wem ma sie an die Krippe
stellt.

Gråde Strözza sein die besta.

Ma hiert de Miehle klåpparn, aber ma sitt kee Mahl.

Råde åscht, wenn der lezte vo Brassel kimmt.

Enn Teifel håts, is nie ei Schweinzh, do is ei Glözh.

Der Schlesier im Sprichwort

Der Schlesier kann seinen Sonntagsrock nicht ausziehen, ohne
dabei zu singen.

Der Usinger hat nahe ans Wasser gebaut.

Hirtenlied

1.

O Freda über Freda!
Ihr Nuppen kummt und hiert,
was mir durt uf der Weda
für Wunderding pâssiert!
Es kåm a wesser Engel
bei hucher Mitternacht,
dar sung mer a Gesängel,
dåz mir das Härze lacht.

A soite: „Fret euch alle!
Dar Heland is geborn
zu Bethlehem ein Stålle,
dås håt a sich derkorn.
Die Krippe is sei Bette,
giht hin uf Bethlehem!“
Und wie ar asu redte,
da flug a wieder hem.

Ich ducht, du mußt ni säuma,
 ich ließ die Schafla stiehn,
 ich lief dort hinter a Jäuma,
 bis zu dam Stale hien.
 Ich wär a hälb Gewende
 dervon, do kam a Strahl,
 dar hätte gär kee Ende
 und wies mich ei a Ställ.

Ich schleech mich uss de Seite,
 ich guckt a klee weng nei,
 do sach ich a pär Leute
 und ooch das Kind derhei:
 Es hätt ke Ploihla Bette,
 a eenzig Wischla Struh
 und lag wull asu nette,
 kee Mäler träffs asu.

Ich gleeb, uss ünzer Granze
 do hättis ke sulch schien Kind:
 Es lag ei lauter Glanze,
 ma ward schier dafür blind.
 Ich ducht ei menem Sinne:
 „Das Kindla stünd dir a,
 wenn du versch kennst gewinna,
 du wogst a Lammala drä.“

2.

Was soll das bedeuten?
 Es taget ja schon;
 ich weiß wohl, es geht erst
 um Mitternacht rum.
 Schaut mir daher! Schaut nur daher!
 Wie glänzen die Sternlein,
 je länger, je mehr.

Treibt z'sammen, treibt z'sammen
 die Schäflein fürbaß,
 treibt z'sammen, treibt z'sammen
 dort zeig ich euch was.
 Dort in dem Stall, dort in dem Stall
 werd't Wunderding sehen,
 treibt z'sammen einmal.

Aus dem schlesischen Spiel von Christi Geburt



Adolf Menzel

Gen Schlesien wollen wir fahren

Die alte Heimat

In der Nähe des Dorfes Moosbach, das mit seinen letzten Häusern oben am Thüringer Walde hängt, arbeitet ein hochgewachsener Bauer an der Berglehne. Ein Junge treibt ihm die Pferde. Oft schaut er zu dem Bauern hin, oft hält der Pflug. Nicht die Steine sind es, die alle Jahre hier am Hange aus dem Berge herauswachsen, die den Oheim und den Pflug immerwährend anhalten. Die größten liegen schon oben am Raine; nur kleines Geröll stemmt sich gegen die Furche. Der Oheim bleibt immer wieder stehen, schaut ernst, mit zusammengekniffenen Augen über das Feld, hinab ins Dorf und weit darüber hinaus. Kein Lächeln zieht heute über die Lippen. Das sind Zeichen, daß der Oheim schwer nachdenkt und doch mit allem Denken kein Ende findet.

In dieses Schauen und Sinnen fallen seltsame Reden, kurze, abgerissene Worte: kein Acker, kein Platz mehr. . . . immer nur Knecht . . . kein Leben der andere alles. . . .

Wie aus fernem Traum schrekt der Oheim auf, wenn der Junge mahnt. Dann steht der Pflug wieder. Der Vater wird schimpfen, daß so wenig fertig wurde. Man sieht den Acker vom Hof drin bequem und sichtbar liegen. Dann gibt es harte Worte. Der Vater schreit so schnell und viel, daß der Pflüger aus dem Hofe still hinaus, hinüber in das kleine Haus im Garten, wohin er ihm oft das Essen trägt, dessen Schindeldach den Regen durchläßt, dessen Lehmwände wackeln und abbröckeln.

Oft möchte er dann den Oheim bei den Händen nehmen und ihn um Verzeihung bitten, daß der Vater so grob ist. Aber er wagt es nicht.

Ja, warum ist denn der Oheim kein Bauer, warum nennt man ihn und viele andere im Dorfe einen Hagestolz, warum hat er keine Pferde, keine Küh und Ochsen, keine Schweine, keinen Acker, kein Haus? Das Mooshäuschen, darinnen er wohnt, durch das der Wintersturm fährt, daß es wimmert und wackelt, gehört auch dem Vater. Dem gehört alles. Dabei ist der Oheim groß und stark, hat ein edles Antlitz. Die blauen Augen blicken immer so klar und klug. Der Vater muß sich oft bei ihm Rat holen. Warum sitzt der immer breit und behäbig hinter dem Tische, während der Oheim im Winter und Sommer alle Knechtsarbeit erfüllen muß! Das hat ihn schon oft bekümmert.

Einmal hat der Junge die Mutter gefragt. Die hat ihn kurz abgewiesen.

Wieder schaut er zum Oheim hinüber, der in schlechten Schuhen, in abgetragenen, abgeschabten Kleidern hinter dem Pfluge wandelt. Hin und wieder purzelt ein Stein über die frische Scholle. Der Pflüger beachtet es nicht. Der Frühling ist nahe, Ostern nicht weit. Die Lerchen singen sich schon in die Höhe und fallen überglücklich aus der Lust in den frischen Acker.

Doch schlägt der Himmel heute ein graues Tuch über alle Welt, soweit das Auge sieht. Der Winter will immer noch nicht fort. Drüben im Höllental steht er und hat noch gestern einen Riesensack voll Eiskörner über das Dorf und das Feld geschüttet. Dazu haben die bösen Moosweiber im Walde geheult, wild gelacht; und der Wind mußte es forttragen. Denn sie gönnen den Menschen nichts Gutes, keinen Frühling.

Er möchte den Oheim jetzt fragen, ob ihn das alles bekümmert, wie lange die Steine in der Erde noch wachsen, ob sie auch unten im Flachland, bei Gotha und Erfurt wachsen.

Da schallt vom Raine eine Stimme herüber: „Na fleißig und emsig? Dieses Jahr ist doch noch Zeit. Kumm rüber, Hermann!“

Den Rain herab kommt ein Mann, der eine Hude Holz auf dem Rücken trägt und sie an die frische Furche wirft. Nun steht er wartend am Rain. Eine neue Furche wird ihm zugezogen. Ein Vollbart umrahmt das Gesicht, aus dem zwei lustige Augen herausblitzen. Ein langer Zweig blüht ihm am Hut.

Das Gesicht des Pflügers hellt sich auf. Er stößt den Pflug hart in den Boden und wendet sich zu dem Harrenden: „Oswald, der Frühling blüht schunt? Wo bringst du den Kellerhals her?“

„Aus dem Höllengrunde. Du solltest sehen: schneeweiß ist er von der Pestwurz. Darein brennen dann diese roten Lichter. Ich habe mir Holz geholt, denn noch frieren meine dünnen Wände. Das Frühjahr kommt spät.“

„Und wenn es auch schon da wäre, bleibt unser Jammer. Ich habe vorhin erst darüber nachgedacht, daß es mit uns Hagestolzen nicht besser werden kann. Kein Boden, Oswald, kein Boden. Überall Zwang und altes Recht, gegen die wir uns vergeblich die Stirne einrennen. Siehe

hinab, alles ist aufgeteilt, sieh hinauf, oben im Walde können wir nicht säen. Er gehört dem Fürsten. Und wenn wir noch einen Grafen im Dorf hätten, könnten wir auch noch drei oder vier Tage für ihn arbeiten. Kein Frühling kommt für uns. Für uns Spätergeborene gibt es nur zweites und drittes oder gar kein Recht."

Der andere tritt näher zu ihm heran: "Noch ist Hoffnung! Hermann, hast du gehört, daß gestern Abend zwei fremde Männer ins Dorf gekommen sind, die mit allen Heimatlosen und Armen nach Osten ziehen wollen. Dort sei noch Platz, Freiheit und Heimat für Hunderttausende. Die Männer sind seit gestern unten bei unserm Schulzen. Morgen früh soll das Dorf versammelt werden. Da werden die Fremden zu uns sprechen."

Auch der Pflüger rückt näher heran. Er legt dem andern die Hand auf den Arm. Sie zittert.

"Ist das alles Tatsache, Oswald, oder nur Lüge, Märchen?" fragt er; "mir sind schon zu alt zum Narrenspielen."

"Ich habe die Männer mit meinen leibhaftigen Augen gesehen. Es ist ein Mönch darunter, der schon jahrelang in dem Lande gelebt hat."

"Wie heißt das Land?"

"Schlesien, sagen sie. Ich habe von diesem Lande noch nichts gehört. Tausende sollen dahin schon unterwegs sein, Tausende dort schon Dörfer und Städte bauen. Hermann, wir wollen beide mitziehen, mein jüngster Bruder und ich. Wir sind fest entschlossen dazu. Komme du auch mit. Ich eile eben deshalb zu dir, um dich zu fragen. Viele ziehen mit aus dem Dorfe, die ich kenne. Aus allen Dörfern strömen sie herbei. Wir haben Fahrtgenossen. Noch sind wir jung."

Der Pflüger starrt auf den Boden und brummt: "Mit vierzig Jahren . . ."

"Ach, was bedeuten vierzig Jahre, wenn das Herz frisch schlägt und sehnig unsere Arme und Beine sind. Ich bin noch einige Jahre älter. Ich ziehe mit. Davon soll mich niemand mehr abbringen. Die ganze Nacht habe ich durchwacht: felsenfest steht mein Entschluß."

Leiser sagt er dann zu dem Pflüger herüber: "Du, Grete Blümel zieht auch mit. Sie ist dieses Lebens hier satt. Sie hat es mir selbst gesagt, als ich in den Wald ging. Da kannst du mit ihr noch den Bund schließen, den dieses schmale Leben hier verhinderte."

Hermann Werner hebt die Augen auf. Forschend sieht er den Freund an. Dann blickt er lange in die Weite: röter färben sich seine Wangen.

"Fritz," ruft er dem Treiber zu, "unten am Rande liegt die Vesper. Hole sie!"

Die beiden Männer reden lange miteinander. Gedämpft klingen die Stimmen. Zum Abschied ruft der Pflüger: "Ich komme. Sage es ihr!"

Wieder wird der Pflug ins Land gestoßen; rüstig schreitet der Hagestolz dahin. Furche um Furche wird der Boden umgerissen. Scholle auf Scholle stürzt übereinander. Nun gibt es kein Halten mehr.

Zeitiger als an andern Tagen wird ausgespannt. Vor den Pferden und dem Treiber schreitet der Pflüger hinab ins Dorf, in den Hof. Dort empfängt sie der Bauer. Er weist hinauf zur Sonne, die ihre Wolkenschleier weggezogen hat und noch immer hoch steht, als wollte er schon von weitem sagen: „Was kommt euch in den Sinn, sehet den Schattenzeiger dort oben!“

Der Hagestolz tritt aufrecht zu ihm: „Ich habe mit dir zu reden, Bauer.“

Sie treten miteinander in die Stube hinein. —

Am andern Morgen ist unter der Dorflinde, wo die Thingstage des Dorfes abgehalten werden, schon das Dorf versammelt, als der Hagestolz sich unter sie mischt. Viel Jungvolk sieht hinüber zum breitstöckigen Schulzenhaus, daraus die Fremden treten sollen. Viele stehen umher: Hagestolze, Halbbauern, Hörige, Verstoßene.

Seine Augen suchen und schweifen in dem summenden Haufen. Da gewahren sie eine schlanke, frische Gestalt: Grete Blümel. Schon will Hermann näher treten, als ihm der Freund auf die Schulter schlägt. Um die Hüften hat er einen breiten Lederriemen geschnallt.

„Hermann, hier schaust du mich schon reisefertig. Ich mag es hier keine Minute länger aushalten. Nur fort, nur fort!“

„Sind wir beide nicht schon etwas zu alt, Oswald?“

„Sprich nicht mehr vom Alter. Wenn man etwas Rechtes anfangen will, ist man niemals zu alt. Auf das Herz kommt es an, Herzensbruder. Solche erfahrene Leute brauchen sie, wie wir sind. Und wenn ich fünfzig zählte, ich zöge mit.“

Dann reift er ihn herum und zeigt lachend zu der schlanken Dirn hinüber.

„Sie erscheint heute so jung; ich habe sie schon gesehen,“ sagt Hermann. — „Aber sie dich nicht, Hagestolz. Sofort gehst du hinüber und begrüßt deine Braut. Ach was! Achtundzwanzig Jahre und du vierzig! Kein Wort mehr davon. Das gibt eine fröhliche Hochzeit in Schlesien. Das Klagen überlasse nur Älteren.“ Damit drängt ihn Oswald hinüber. Da wendet sich die Dirn um. Als sie ihren Bräutigam gewahrt, fliegt ein glückliches Leuchten über ihre fein geschnittenen Züge.

Sie reichen sich die Hände, die längst Mann und Weib sein wollten, wenn nicht die alte Heimat ihr Leben gar so dürfstig umschnitten hätte und es nur auf Gnade, Abhängigkeit und Almosen stellte.

Da tritt plötzlich Stille ein. Drüben öffnet sich die Tür des Schulzenhauses: Der Schulze, die Fremden, die Schöffen des Dorfes treten heraus.

Zuerst spricht der Schulze vom erhobenen Sitz, daß die Fremden aus Schlesien, fern aus dem Osten hergekommen wären und Erlaubnis hätten, vor ihnen zu sprechen.

Dann steigt der Unternehmer Berthold empor und erzählt mit einer den Zuhörern seltsam und fremdartig klingenden Ausprache und Be-

tonung von dem weiten Lande, das der deutschen Ansiedler harre, von üppiger Fruchtbarkeit sei und sich weit von den Bergen in die Ebene dehne, durchflossen von einem großen Strome, von leuchtenden Flüssen und Bächen.

„Volksbrüder, Volksschwestern,“ fährt er fort, „ihr erhaltet dort von dem Fürsten Land und Boden, die euch und euren Kindern zum ewigen Eigentum bleiben, ihr erhaltet soviel, als ihr nur braucht, achtzig bis hundert Morgen ein jeder. Fünfzehn Jahre seid ihr von allen Abgaben frei, braucht keinem Herrn zu dienen, nicht zu roboten, nicht für andere zu räkern und zu werkeln. Danach zahlt ihr dem Fürsten einen geringen Zins. Doch euer, wie diese eigene Hand hier, bleibt das Land, ihr habt keinen anderen Herrn über euch als euer eigenes Gesetz, das ihr in der Dorfgemeinschaft beschließt. Eigene Richter sprechen über euch das deutsche Recht, das ihr in freien Formen behalten könnt. Ihr seid alle willkommen, arm und reich, Mann und Weib. Schon die Fürsten Boleslaus I. und Heinrich II. vertrauten der deutschen Tüchtigkeit, denn sie hatten in Deutschland gelebt. Ebenso achten Boleslaus II. und Heinrich III. die Deutschen hoch.

Frei sollt ihr sein von allen Lasten, euch eigen soll der Boden sein. Auf, ziehet mit uns nach dem Ostlande! Ihr seid nicht die ersten und werdet auch nicht die letzten sein. Wer mitziehen will, versammle sich morgen in der Frühe, mit allem, was er hat, auf diesem Platze und mache sich sogleich bereit zur langen Reise.“

So oft der Unternehmer vom eigenen Besitztum und wahrhafter Freiheit spricht, so oft läuft freudiges Beifallsgemurmel im Kreise umher. Man drängt sich von allen Seiten näher zu dem Sprecher, der kühn, kraftvoll und mutig dreinschaut und die Worte setzt. —

Dann erzählt der Mönch Genaues von dem Lande, da selbst Weinreben gedeihen. Er zieht aus einem Sack die frischen, wohlbehüteten Reiser, die er aus dem Kloster Pforta bringt, er berichtet von neu begründeten Städten, ihrem Aufblühen, von der Güte der Fürstin, von dem Wild- und Fischreichtum, von dem Kloster an der Oder, von den Bergen, daß über allem Wander- und Lebensschicksal der große Gott im Himmel walte, auf den sie nur getrost neben der eigenen Kraft ihre Hoffnung sezen sollten.

Auch der Mönch hat geendet. Nun beantworten die beiden Fremden alle Anfragen aus dem Kreise: wie weit die Reise sei, mit welcher Hube gemessen werde, ob Pflüge und Saatkorn, edle Pfropfreiser mitgenommen werden sollen. . . . Zwei Stunden dauert dies. Ein jeder ist von den Antworten befriedigt. Manche sind noch unschlüssig, doch viele wissen schon, daß die morgige Nacht sie schon fern von der Heimat sieht. Zu ihnen gehört auch Hermann, der mit der schlanken Jungfrau und den Freunden eben die Dorfstraße hinaufschreiten will, als ein junger Adliger in den Kreis sprengt und bekundet, daß er morgen auch mitreise. Da er volksfreundlich ist, nimmt die Menge diese Nachricht freudig auf.

Ausfahrt

Im ersten Morgengrauen ist der Platz schon erfüllt von dem Brüllen des Jungviehes, dem Rufen der Männer. Pferde werden vor die schweren Karren gespannt, Saatkorn, Pflüge, Äxte, Sägen, allerlei Handwerkzeug verladen und noch immer herbeigetragen, die Deichseln, Achsen und Räder geprüft, das Geschirr der Zugtiere gemustert. Denn weit ist die Reise, gefahrsvoll der Weg. Viele Männer sind heute gegürtet mit Wehr und Waffen.

Es ist Jungvolk, das sich zur Ausfahrt rüstet. Nur wenige Grauköpfe mischen sich darein. Viele hat die Nacht noch verzagen lassen. Sie sitzen daheim. Was aber hier versammelt ist, ist bereit zu einem neuen Leben in einer neuen Heimat. Die Augen blitzen, voll des Mutes, voller Zuversicht. So auch bei Hermann und den Freunden. Sie verladen ihr Korn, ihr Gerät auf einen breitspurigen Wagen und helfen auch der Dirn, ihr Hab und Gut darein zu bergen. Sie haben sich gelobt, bis zum Tode zusammen zu halten.

Alte und Kinder stehen umher. Manch Mütterchen wischt in den Augen. Dieser Abschied schneidet ins Herz. Wie sie auch von Wiedersehen reden, sie wissen es alle, daß es hier kaum ein Wiedersehen gibt. Gar mancher Vater, gar manche Mutter hält noch krampfhaft die Hand des Kindes. Dieses Abschiednehmen öffnet selbst die harten Herzen und läßt manchen Streit begraben. So erhält Hermann von seinem Bruder mehr, als er je erwartet hat, und noch immer trägt der kleine Friß mit beiden Armen Gaben herbei:

„Oheim, noch ein Brot, die warme Jacke, die festen Schuhe, das Leinwandtuch.“

Er weicht nicht und faßt immer wieder nach der Hand des Oheims. Die Leinwand spannt Hermann über den Wagen, der kommenden Regengüsse eingedenkt.

Nun blitzt die Sonne auf und schaut verwundert auf dieses Treiben. Der Schulz und der Unternehmer zählen die Auswandernden: zweihundfünfzig sind es.

Endlich wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Ein letzter Händedruck, ein letzter Wunsch und Heilgruß. Vor dem Zuge reiten der Unternehmer und einige wehrhafte Männer. Die anderen führen die Zugstiere. Die Kühe, die Schafe schließen den Zug ab. Auf den breiten Karren haben Frauen und Kinder Platz genommen. Laut erschallt die Stimme des Mönches:

„Gen Ostland wollen wir reiden,
gen Ostland wollen wir met,
wohl öwer die grünen Heiden,
da ist eine bessere Stätt.“

Gen Ostland tät ich fahren,
das Land mir wohlgefällt,
da ist noch Platz für Scharer
und unverteilt die Welt. . . .“

Der Morgenwind verweht die letzten Klänge des kühnen stolzen Liebes, das bald das Lieblingslied der Auswanderer wird. Nun singen bald alle: „Nach Schlesien wollen wir fahren.“

Schon verläßt der Zug das Dorf und schlägt den Weg über die Aue zum Walde hin ein. Es wehen die Tücher. Die Alten bleiben hier zurück; die Jungen begleiten die Ostlandfahrer noch bis zur letzten Gemarkung des Dorfes. „Lebt wohl, Vater, Mutter!“ rufen noch einige Stimmen.

„Gottes Heil über euch, Kinder, ziehet glücklich!“ rufen die Alten und erheben die Hände zum letzten Gruß.

„Macht ihnen a Abschied nicht schwer,“ mahnt ein weißhaariger Alter, der sich zitternd auf die Krücke stützt und dem eine große Träne über die Wange rinnt.

Fern schon zieht der Zug; niemand ist mehr zu erkennen.

Schimmernd im Sonnenglanz läuft der Weg, liegt alles Land im Osten; der Himmel hält sein blauseiden Tuch darüber.

Als die Schar am Waldrande anlangt, erwartet sie eine arme Kätnersfrau, deren Mann vor wenigen Tagen verstorben ist. In dünnem, zerschlissenem Kleide, mit schmalem, kleinem Bündel bittet sie um Aufnahme. Sie hat nichts mehr auf dieser Welt als diese wenige Habe. Aber aus den Kurzärmeln sind braune, sehnige Arme sichtbar. Hart arbeiten hat sie gelernt von Jugend auf. Vielleicht wird ihr der Osten eine neue, bessere Zukunft gründen. Sie wird willkommen geheißen.

Beim Weiterziehen springen plötzlich zwei wegen Raubes aus dem Dorfe und dem Gau Verbannte aus dem Walde. Trostige, wilde Gesellen. Auch sie wollen mitziehen. Händeringend flehen sie den Führer und die Dorfgenossen an. Sie geloben, alle Missrat durch Arbeit zu sühnen, ein neues Leben zu beginnen. Nach kurzem Rate werden auch sie aufgenommen und Hermann zugesellt, der mit Oswald den Schluß des Zuges überwacht.

Die letzte Dorfmark ist erreicht. Die letzten Begleiter halten an und schauen der Schar solange nach, bis sie kaum sichtbar am Horizonte zieht und in der Ferne plötzlich versinkt.

Die Reise

Zuerst geht es durch bekannte Gaue. In den Dörfern, die man berührt, finden wenigstens die Frauen und Kinder bereitwillige Unterkunft in den noch immer kalten Nächten. Die Männer wechseln sich in den Nachtmachen ab, daß nicht Tiere und Wagen geraubt werden.

Auch in den Städten erhalten die Wanderer überall Verpflegung und Hilfe. In Weimar und Jena geht es vorüber. Ohne lange Rast strebt alles vorwärts, denn in der neuen Heimat muß noch eine Aussaat erfolgen. Lang ist noch der Weg und gefährlich. Unfreiwilliger Aufenthalt ist genug zu erwarten.

Schon am dritten Tage, gegen die Mittagszeit, brechen zwei Wagenachsen in den Höhlen des Weges, reift ein Ziehblatt eines Stiers im Waldmorast, bricht ein Joch. Da ist es Hermann, der überall und schnell Rat weiß. Junges Eschenholz ist in der Nähe. Es wird gefällt und zugehauen. In wenigen Stunden ist der Schaden ausgebessert. Unermüdlich sind auch die beiden Verbannten, die immer zur Stelle sind, wo Hilfe not und Rat teuer sind.

Bei Jena geht es über die Saale; die Taufluten wogen um die Holzbrücke. Glücklich wird der Übergang vollbracht. Man zählt den letzten März des Jahres 1261.

Der Zug hat sich gewaltig vergrößert; aus vielen Ortschaften sind heimatarme Gesellen zu ihnen gestoßen mit festem Arm und freudig-starkem Herzen. Hunderte führt der Unternehmer der neuen Heimat entgegen.

Der Wandererzug nimmt den Weg quer durch Sachsen. Geradezu geht er, wie die alten Wege, auf sein Ziel los, das möglichst schnell erreicht werden muß. Oft wirft der Weg ungeliebte Hindernisse in die Wagen: Löcher müssen erst ausgefüllt, Holzstämme in Moräste geworfen werden. Oft sind es nur Stege, die kaum zwei Wanderern Platz geben, die nun erst durch Fällen der Bäume verbreitert werden müssen. Ge- strüpp starrt den Wanderern entgegen; Wege werden durchgehauen. Auf Waldwegen ist doppelte Vorsicht nötig. Kein Wagen darf zurückbleiben. Oft müssen Mann und Weib in die Speichen greifen, die wild gewordenen Stiere bergabwärts hemmen. Scherzend singt Hermann Werner seiner Braut oft zu:

„Nun schürz dich, Gretlein, schürz dich,
du mußt mit mir davon.“

Aller Mizmut ist von ihm geflogen; er kann wie in seinen jüngsten Jahren wieder hell lachen.

Oswald schaut mit Freuden dieses Glück; ihm ist die Sorge des Platz- und Lagerfindens neben anderen anvertraut. So ist er oft voran.

Die Schar zieht es vor, jetzt mehr im Freien zu übernachten. Die Nächte sind lauer geworden.

Da werden die Wagen rings im Kreise zu einer Wagenburg zusammengefahren, wie es die Väter in der großen Wanderzeit übten.

In dem Kreise spielt sich bald ein buntes Leben ab. Die Lagerfeuer lodern, während die Tiere weiden. Am Abend drängt sich alles um die Feuer zusammen, um den Erzählungen zu lauschen von Siegfried, der den Drachen schlug, von dem großen Kaiser Karl, der so stark war, daß er ein Hufeisen zerbrach, von Widukind, von den Moor- und Flußweibern, den unförmigen Waldkobolden, die den Menschen überlisteten, von schauerlichen Tieren im Tannengrund.

Immer wieder muß der Mönch berichten, wie 1163 die ersten deutschen Mönche nach dem Kloster Leubus wanderten, wie der Oderwald und der große Strom im Frühling und Herbst das Kloster um-

ziehen, wie Herzog Boleslaus für die deutschen Mönche gesorgt hat. Dann lauschen die Zuhörer dem Erzähler jedes Wort ab vom Tartarensturm, sehen die wilden Horden vor dem wasserumwehrten Breslau, darinnen schon um das Jahr 1000 deutsche Kaufleute blieben, schauen die Tartaren nach Liegnitz ziehen und Heinrich II., der die deutsche Besiedelung in Schlesien ernstlich beginnt, in der Schlacht fallen. Sie wissen bald Bescheid von den Klöstern Grüssau, Camenz und dem neubegründeten Rauden in den oberschlesischen Wältern, daß die deutsche Art und der deutsche Pflug jetzt im Lande walten. Wie Heinrich II. vor kurzem, mit aller Kraft deutsche Bauern hereinruft, wie auch deutsche Kaufleute und Ritter dem Lande zueilen. Wie schon vor sechshundert und mehr Jahren das Land völlig deutsch war, wie die Polen unterjocht, zu nichts fähig sind als zum Schmutz. Alt und jung sieht bald das neue Land vor sich liegen: die weite Ebene, noch urwaldstarrend, durch die Bäche und Flüsse der Oder zuziehen. Fern am Himmel wachsen aus diesem Flachlande die Riesenberge, inmitten der Hobten.

Über die Abendfeuer und die Erzählungen hängt der Himmel seine Lichter auf.

Der Unternehmer, Hermann Werner und Oswald Willenberg, denen die Führung unvertraut ist, haben währenddessen oft zum Himmel aufgeschaut, ob sich Gewölk aufstürmt. Das Wetter ist eine stete Sorge.

Wenn es auch die Männer leicht ertragen, bis auf die Haut naß zu werden und zu bleiben, bis die Sonne wieder alles trocknet, gilt das von Weib und Kind nicht. Auch sind die sumpfigen Wege zu bedenken, die schwer ein Weiterkommen gestatten.

Bisher ist es ohne große Unfälle und Krankheiten abgegangen. Aus der Heimat haben die Frauen Baldrian-, Schafgarben- und Kamillentee auf die Reise vorsorgend mitgenommen. Oswald Willenberger ist als Handelsmann einst aus dem Thüringer Walde südwärts bis zum Main und westwärts bis zum Rhein gezogen, hat von einem alten Schäfer im Dorfe viel in der Heilkunst gelernt und weiß Reisekrankheiten zu begegnen.

Hinter Gera trifft der Wanderzug auf zwei frische Holzkreuze am Wege. Die Anwohner erzählen, daß Bayern und Franken vor einigen Wochen vorübergezogen sind, die zwei Frauen am Wege beerdigten, daß noch Kräne mitführen.

„Tausende sein schon vorübergekommen, sagen sie in ihrer sächsisch singenden Art, aus Franken, aus Brabant, vom Niederrhein, vom Ufer des Nordmeeres, wo die Springfluten sein! Viel haben se erzählt. Ganz seltsam haben se gesproche, ganz seltsames Viehzeug haben se mitgebracht, ganz seltsame Schaufeln, Pflüge und Moorstecher. Ganz seltsame Menschen sein dos! ganz seltsame! Ihr ginnt's schon globe!“

Die Verständigung mit den Bewohnern dieser Landstriche fällt den Thüringern hier nicht immer leicht. Als späterhin die Siedlungsschar zwei wiedergenesene Bayern, einen Mann und eine Frau, einen Blämlinger, einen Sachsen übernehmen, der die Flickschusterei fett hat, da gibt es neue Unterhaltung. Da beginnt erst recht das Staunen

über das Wunder der deutschen Sprache. Der Bayer kann hundertmal beteuern, daß er Xaverl wie sein Vater, Groß- und Urgroßvater heiße, er wird kurzum Bayer genannt, der Blämlinger Flaume, der Sachse aber Schuster gerufen. In dem großen Haufen sind es nur Hermann Werner, Oswald Willenberger, Grete Blümel und wenig andere, die zwei Namen besitzen. Die genannten Geschlechter hatten zufällig in Moosbach und in der Umgegend so viele Sprossen, daß ein Name nicht ausreichte, sie alle zu kennzeichnen. So gab es schon einen Oswald, einen Wolf, einen gespaltenen, einen Lügen-, einen Stroh-, Wald- und Schindelwillenberger.

Hinter Gera ist es auch, da sich an einem Vormittage ein Zugochse Hermanns in einer Baumwurzel verfängt und das Vorderbein bricht. Er muß geschlachtet werden. An demselben Tage stürzt sich ein starkes Rind beim Wassertrinken an einem abschüssigen Rande das Genick ab. Der Zugochse kann bald durch Kauf ersezt werden. Am Abend fahren beim Bergabwärtsfahren zwei Wagen ineinander; ein junger Mann erleidet starke Quetschwunden.

„Es gibt halt Unglückstage, da hilft alle Ordnung und alles Achtgeben nichts,“ meint Herr Berthold. „No, no,“ schüttelt der Bayer den Kopf, „es kunde schont ersport blein.“

„Die Wunden sehen zum Glück schlimmer aus, als sie sind,“ ruft Oswald den Sprechern zu. Eben hat er den Verletzten auf eine Tragbahre von Fichtenstämmchen betten lassen und untersucht.

Der Frühling ist aus tiefen Gründen aufgestanden; aus hoher, glänzender Schale gießt die Sonne ihr warmes, leuchtendes Licht. Überall sproßt und keimt es. Die Weiden schmücken sich schon und ziehen mit ihnen am Bach entlang. Veilchen, Himmelsschlüssel, dottergelbe Butterblumen begleiten die Wanderer in Scharen über die Wiese. Im Walde klopft der Specht, die Finken schlagen, am Bachrande wiegen sich die Bachstelzen. Nur in dunklen Nächten hören die Wächter das Geheul der Wölfe fern im dunklen Walde und fassen die Spieße fester. Meilenweit hat ein Bär den Zug durch den Wald begleitet, ohne daß die Männer seiner habhaft werden konnten. Nun es wieder über Anger und Aue geht, bleibt er zurück. Die Sonne brennt gar zu warm auf seinen Pelz.

Die Männer reißen am Tage ihre Zipselmüken herunter, legen ihre Jacken ab; die Kinder laufen barfuß neben den Rädern und pflücken Blumen und winden die ersten Kränze.

„Lasset uns Ostern feiern,“ rufen die Burschen Hermann und Oswald schon tagelang zu.

Die beiden halten Rat.

Da tritt Hermann eines Tages zu Berthold: „Herr Berthold, nur eine Nacht trennt uns von Ostern, das uns der Herr alle Jahre schenkt. Das Sonnenrad flammt mit neuem Feuer am Himmel. Die Auferstehung unseres Heilandes ist nahe. Ihr wißt, wie fahrt- und wagemüstig die Schar ist. Gönnt ihr aber einige Tage Ruhe. Frau und Kind bedürfen ihrer besonders. Hier ist ein weiter, grüner Plan, Wald und

Wasser sind zur Stelle, eine Stadt liegt dort drüben, für unsere Boten schnell erreichbar. Erlaubt auch, daß die Schar der Jugend und des Alters, wer nur will, die alten Festtitten begeht. Mann und Kind begehrten sie."

"Sorget nur, Hermann, daß kein Unglück vorkommt."

So wird am Waldrande, mit dem Ausblick in die sächsische Elb-ebene, zur Osterfeier gerüstet. —

In einigen Tagen ist der Wanderzug auf dem Weg durch die Markgrafschaft Meißen und überquert südlich von der Stadt die Elbe. Hoch gehen die Wasser des Flusses und schlagen über die breite Holzfähre. Zwei Kühe stürzen ins Wasser und ertrinken. Größeres Unglück wird verhütet. Am Ufer stehen der Unternehmer und Hermann und fahren als letzte über den reißenden Fluß, der die Schmelzwässer vom Gebirge herträgt.

"Die Flußübergänge sind immer meine größte Sorge," ruft Berthold, "ich habe schon Ach und Wehe schreien müssen. Was für Unglück habe ich schon erlebt!"

"Ju, ju," entgegnet Hermann, "uns geleitet Gott mit gnädiger Hand." Es ist Ende April, als die Ostlandfahrer sich der schlesischen Grenze nähern. Der leuchtende Himmelswagen fährt ihnen jede Nacht voraus. Sie treffen auf eine Schar, die aus dem südlichen Böhmen nach dem Norden, nach Pommern oder Ostpreußen wechselt. Markige, prachtvolle Gestalten mit tiefblauen Augen und aschblondem Haar. Ein Schwabe ist darunter, der in Siebenbürgen durch tückische Krankheit Weib und Kind verloren hat und nun auf der Heimkehr in seine alte Heimat sich den Böhmen angeschlossen hat. Er verlangt von den Frauen „Kuechli," und da sie ihm nicht gegeben werden können, zeigt er, wie sie zubereitet werden sollen. "Mascht schon so," schreit er ihnen lange nach und zeigt hin nach Schlesien.

Plauenwagen begegnen ihnen, die über Rottbus in großen Fässern Ostseefische nach Dresden zum sächsischen Kurfürsten und böhmischen Wein über Zittau nach Meißen fahren, dessen Burgtürme beim Elb-übergange in der Ferne sichtbar waren.

Bauhen umgehen die Siedeler im Bogen, da die Pest in der Stadt herrscht. —

Durch die Boberaue stoßen sie endlich nach Schlesien vor. Vom Morgen bis zum Abend geht es tagelang durch mächtigen Urwald, der finster von allen Seiten droht und kaum einen Lichtschein durchläßt. Der Maimond hängt am Morgen und Abend blaß über den riesenhaften Fichten, Tannen, die wieder mit Kiefern abwechseln. Das Wetter scheint umzuschlagen. Doch klärt es sich wieder auf. Endlos müde schleicht jeder Tag dahin. Der Wald nimmt kein Ende. Langsam schlepppt sich Tier und Mensch auf Wegen, die regellos ziehen und im Jahre nicht austrocknen. Enger drängt sich alles zusammen. Die Braut Hermanns ruft: "Welch schrecklicher Wald!" Ein Uhu, der gespensterhaft vorüberfliegt, hat sie erschreckt. Eine Strecke weit ist am dritten Tage der Urwald in Manneshöhe umgehauen und bildet eine unentwirrbare Wildnis. Nur der Weg ist frei. Junge Bäume wachsen aus alten

gefallenen Riesen. — Berthold weist darauf hin: „Der Bannwald
ist bald zu Ende.“

„Gott sei es gedankt!“ rufen alle.

Der Zug gelangt auf eine weite Lichtung, über die ein Saumpfad führt. Nun taucht am Wegrande eine elende Lehmhütte auf, die etwas mit Schilf überdeckt ist, die niemand beachtet hätte. Ein Loch liegt in einer Seitenwand, aus dem dünner Rauch quillt. Ein Wesen erscheint, schwarze, verzottelte Haare im Gesicht, mit einem zerrissenen Schafspelz halb bekleidet. „Niemetsch,“ schreit es. Da erscheinen plötzlich noch andere solcher Wesen, klein und groß, neben ihm und schreien „Niemetsch“ und starren und gaffen mit weit aufgerissenen Augen, einige die Hände im Maule. Da drängen sich zwei Schweine aus dem kohlschwarzen Innern durch die am Eingang Stehenden, starren auch und wühlen im Schlamm. Noch betroffen von diesem Wesen, halb Tier, halb Mensch, meint gelassen der Mönch: „Die ersten Polen.“

Nun gibt es ständig und täglich immer mehr zu sehen. Der Wald wird malerischer und bunter. Mit hohem Schwarzwald wechseln weite Bestände mit Ahorn-, Linden-, Buchen-, Eichen-, Eschen-, Erlen-, Ebereschen-, Eibenbäumen ab. Viele Bäume, Pflanzen, Tiere kennen die Thüringer noch nicht. Da helfen der Mönch, der Unternehmer überall aus.

Sümpfe, Wassertümpel, Seen breiten sich nicht selten zu beiden Seiten des Weges aus. Lange stehen die Siedler beim Übergange über den Bober vor zwei seltsamen, ihnen unbekannten Tieren, die vor ihren Augen in kurzer Zeit armidice Bäume fällen, zerschneiden und mit ihnen im Wasser schwimmen, staunen über die Knüppeldämme und aufgestauten Wasserflächen. Lange muß der Mönch von dem seltsamen Tier erzählen.

Hinter dem Boberfluß, der ohne festen Lauf dahinstießt — mehrmals müssen die Ostlandfahrer durch alte Flusßläufe waten und Holzbohlen legen — bleiben Hermann und Oswald plötzlich aufhorchend stehen. Ein Getrommel scharfer Schläge erschallt tief aus dem Walde.

„Spechte können das nicht sein“, meinen sie beide gleichzeitig.

„Das sind die Äxte deutscher Brüder“, sagt Berthold, der hinter ihnen steht.

Viele möchten auch bald an die Arbeit gehen und hier bleiben. Doch die Boberaue ist, Deutschland zunächst gelegen, schon aufgeteilt. Sie müssen weiter.

Die Holzburg Boleslawes (Bunzlau) taucht aus dem Walde. Dahinter bauen deutsche Ansiedler an einer deutschen Stadt; 1252 haben sie begonnen. Welche Ordnung herrscht da schon überall, obwohl die Mauersteine noch in Haufen umherliegen. Um ein großes Viered lagern sich die ersten Häuser. Wege ziehen geradlinig von allen Ecken aus. Die ersten Kram- und Tuchbänke, Fleischbänke sind zum Verkauf bereit. Zwei Sattler, ein Beutler, ein Lohgerber, zwei Rademacher und andere Handwerker sind schon in der Stadt ansässig. Die auf der langen Reise zusammengeschmolzenen Vorräte können ergänzt werden. Drüben an der hölzernen Brustwehr der Kastellanei lehnen

drei polnische Wächter mit Bogen und Spieß, im Schafspelz, schlafend in der Sonne. Kleine, zottige Pferde weiden an einem Berghang.

So geht es weiter über Liegnitz, Striegau, Schweidnitz: überall sind die Deutschen am Werke.

Vor Liegnitz gewahren die Siedler zum ersten Male einen pflügenden Polen in der Nähe. Sie halten alle still. „Saht ok,“ rufen die Alten, rufen die Jungen. Eine starke Astgabel irgendeines Baumes, roh zugehauen, nach unten gespißt, wird durch weichen Boden gezogen. Eine Kuh ist an die eine Gabel gebunden, die andere drückt ein eingepelzter Mensch mühsam mit den Knorren in die Erde und durchritzt das Land.

„Sölln das Furchen sein?“ ruft der eine Sachse, und auch Oswald vermag sich nicht zu halten: „Sull ma hier lachen oder flennen?“

Der Fläminger klettert auf den Wagen und greift nach einem deutschen Pflug: „Ich werde ganz verwirrt und weiß kaum noch, was ein Pflug ist.“ Er reißt ihn herunter vom Wagen, koppelt ein Pferd an und zieht eine Furche hinter dem Polen her. Tief greift das deutsche Schar in die Erde und wirft die Schollen über die polnische Unkultur. Mehrere Polen sind herzogelaufen. Der Pelzpfüger hält an und starrt, begreift dann das Wunderding nach allen Seiten, würgt mit den andern unverständliche Laute heraus und wirft die Arme in die Luft. „Niemetsch,“ verstehen die Siedler nur. Sie schreien das noch, als die Deutschen schon weiterfahren.

„So kann das Land nicht hochkommen,“ sagt Hermann zu Berthold. Der schlägt nur mit der Hand. Ein polnisches Hirselfeld liegt neben ihnen, in dem alles durcheinander wächst, in dem scheinbar Säue überall gewühlt haben.

Sie sehnen sich alle, nun endlich selbst wieder die Hand an das Werk, an den Pflug, legen zu können. Sie sehen schon sehnüchtig über die Wälder. „Es ist nicht mehr weit,“ hat der Unternehmer gesagt. Zweimal hat der Maimond schon gewechselt. Nun steht er nachts über den nahen Bergen, die schon seit Tagen die Wanderer nahe grüßen. Fern ist die alte Heimat; maienschön blüht die neue schon um alle Gedanken.

Vor Schweidnitz muß die Schar zwei Tote in die neue Erde betten, einen Mann und ein elfjähriges Mädchen, die ein Lungenfieber überfallen hat.

„Sie trägt jetzt unser Blut,“ sagt traurig und zuversichtlich Hermann zu Oswald.

In dem Waldgebiet zwischen Schweidnitz und Frankenstein, nur wenige Wegstunden hinter dem Grädzwachtturm, biegt die Schar an dem Bächlein Peile links ab. In der Nähe bauen schon deutsche Leute an einer Stadt.

In einer Lichtung, da Kirschbäume blühen, ruft Berthold: „Wir sind am Ziele!“

Ein Dankgebet zu Gott ersfüllt alle Herzen. Der Monat Mai neigt sich seinem Ende zu.

Die neue Heimat

Mit heiztem Eifer stürzen sich Mann und Weib die nächsten Tage an die Arbeit. Bäume werden geschlagen, die ersten Pfosten zum Hausbau gestellt; schwere, dichte Tannenäste als Dach darüber gedeckt. In einigen Tagen reihen sich armelinge Hütten am Wässerlein auf, um die Kühle und Pferde weiden. Noch misst des Herzogs Richter Lociborius und sein Feldmesser Gregorius die Gemarkung aus, ziehen Linien mit Schnüren weit hinaus in Wiese und Wald, rammen Pfähle ein. Noch warten die letzten auf ihren Bodenstreifen, unter ihnen ist Hermann und Oswald.

Berthold hilft überall. Er bekommt den größten Altersstreifen, dazu das Recht, eine Mühle zu bauen, zu bauen, zu schlachten und ein Drittel vom späteren Gerichtsgelde. Nach ihm wird die Ansiedelung Bertholdsdorf genannt, und des Herzogs Richter und Landmesser nennen ihn „Ausseher“. Auch der Name „Schulze“ wird viel gebraucht.

Aus der nahen Stadt, deren neue Steinbauten aus dem Lindenwalde ragen, kommen bald Neugierige heraus, die ohne Ende fragen: „Wu seid Ihr har? Wie gefällts euch denn?“ Auch ein Baumeister aus der Stadt bietet sich schon an für spätere Bauten.

Immer wieder schauen sie auf von aller Arbeit und Bedrängnis, die neue Heimat zu sehen. Im Frühlicht und im Abendrot tauchen die Eulenberge vor ihnen auf, erhebt sich der Slenz, der ihnen wochenlang auf der schlesischen Reise Richtziel war. Eines Abends brennt auf ihm ein Feuer auf. In Haufen stehen die Siedler zusammen und vermögen sich das nicht zu erklären.

„Opferfeuer der Slawen“ meint der Schulze, der zu einem Haufen getreten ist. — Wenn die Arbeit ruht, ziehen die Gedanken oft in die alte Heimat. Da stehen Bruder und Schwester zusammen: „Was wird die Mutter, fern im Westen, nun schaffen, gedenkt sie unser?“

Jeder Morgen sieht die Siedler bei der Rodearbeit, beim Ausmessen der Bodenstreifen. Sie sind frei von der Gerichtsbarkeit der Kastellane. Der Herzog gewährt ihnen fünfzehn Freijahre. Nach deren Ablauf soll ihm jeder jährlich einen Silbervierdung, zwei Scheffel Weizen, zwei Scheffel Hafer zahlen.

Oswald zeigt ins Gebirge: „Dort oben in den Bergen werden die Deutschen keinen Weizen zahlen!“

Hermann antwortet: „Sage das nicht, die Gebirgstaler sind oft von seltener Fruchtbarkeit. Diese schlesischen Berge sehen unserm Thüringer Walde so ähnlich, daß ich eine reizende Lust habe, dort drüben zu siedeln. Es soll noch alles Wald sein. Ein Verwandter unseres Schulzen hat jenes Bergtal zur Besitzung erhalten. Wer hier keinen Platz findet, soll mit in die Berge. Ich will sofort mit.“

Danit weist er über die Wälder der Ebene zu den Bergen hinüber.

Grete schattet die Hand über die Augen: „Wohin ich auch hier sehe, sehe ich nur Wald und Wald. Dort in den Bergen scheint es nicht anders zu sein wie hier.“

Der stille Wunsch Hermanns wird erfüllt. Die Husen in Bertholdsdorf reichen für die Siedler nicht aus; ein Teil, fünfundsechzig, schnüren wieder alles auf ihre Wagen und ziehen den Bergen zu. Unter ihnen der Mönch. In drei Stunden wollen sie im Bergtale sein, das ihnen zugewiesen ist.

Am frühen Morgen ziehen sie den Bergen zu. Die Nachtigallen schlagen, ein herrlicher Morgen steigt aus dem Walde. Bald haben sie die Stadt erreicht. Auf grünem Rasen, über den Fußwege führen, ist noch der Ring abgesteckt, ein Kirchplatz, ein Raum für ein späteres Rathaus. Einige Bürger sind schon wach und graben an einem Brunnen. Nach allen vier Himmelsgegenden sind Wege gezogen, auf denen nur mühsam Kerren vorwärts kommen.

Über den Spillerberg geht es hinab zum Peilebache.

Hier hält der Mönch an: „Die Wege scheiden sich, ich ziehe hier durch die Wälder ostwärts. Niemals habe ich treuere Kameraden gehabt. Ich muß zum Kloster Rauden in Oberschlesien. Wer aber mit mir ziehen will, soll beim Kloster, im Dorf Schönwalde, eine neue Heimat finden. Dort oben in Schlesien ist noch mehr Platz als hier; schon sind Deutsche an der Arbeit.“

„Ehe ihr von uns zieht,“ sagt Hermann, „erfüllt mir eine Bitte.“ Damit ergreift er die Hand seiner Braut. „Hier sind meine Trauzeugen.“ Damit zeigt er auf die Wanderschar. Der Mönch spricht über dem Paar die heiligen Worte und schlägt das Kreuz. Eine halbe Stunde wird noch fröhliche Rast gehalten. Dann trennt sich unter Heilgrüßen die Schar; die Hälfte folgt dem Mönche nach Oberschlesien, die andere wandert den nahen Bergen entgegen.

In vielen Stellen muß der Weg erst eingeschlagen werden. Doch die Wanderer sind dies lange gewöhnt. Es bereitet ihnen nur geringe Mühe.

Es ist noch früher Tag, als Hermann mit seinen Wandergenossen das Bergtal hinaufzieht. Ein Bach springt an ihnen immer fröhlich und heftig vorüber; laut schäumt das helle Wasser, sprudelt, kreist und umringt die Steine. „Lauterseifen“ wird das Tal genannt.

Die Baustellen sind schon ausgemessen. Hermann und Oswald siedeln nebeneinander. Auch der Bläminger ist nicht von ihnen geschieden, während die Sachsen mit nach Schönwalde zogen, der Bayer neben den anderen Thüringern in Bertholdsdorf blieb.

Die Rodearbeit im Walde beginnt. Die grünen Wiesen werden schnell aufgerissen, und die Sommersaat ist schnell vollendet. Sie reift nicht aus. Waldboden, mit Stock und Stein durchsetzt, muß in Ackerboden verwandelt werden. An den Ackerstreifen türmen sich die Steine auf und die Wurzelstäcke.

Die erste Sorge aber bleibt der Bau einer Wohnstätte. Aus Holz führt Hermann schnell und notdürftig eine ganz einfache Holzhütte auf. Wie gut ist es, daß er einen so treuen Nachbar hat, der neben ihm baut! Schwere Holzstämme tragen sie gemeinsam herbei, behauen sie, rammen sie ein.

„Schwere Jahre erwarten uns,“ ruft Oswald gar manchesmal, „man könnte verzweifeln.“

„Das Verzweifeln kommt immer noch zurecht,“ ruft lachend Hermann. „Oft müssen sie in den Wald ziehen, um Fleisch in den Topf zu besorgen. Brot ist die ersten Jahre ein Lederbissen. Doch überall finden sie treue Hilfe, deutsche Brüder, die das Letzte hergeben.“

„Wie wird es erst im Winter werden?“ seufzt die junge Ehefrau sorgend.

„Da wird es besser, da ist Zeit und schon viele Mühe vorbei,“ tröstet der Mann, schultert die Axt und schreitet schon wieder dem Walde zu.

Ein roher Holztisch, zwei Bänke, ein Topfbrett, ein eiserner Kochtopf bilden den ganzen Hausrat.

„Aushalten, arbeiten und nicht verzweifeln gilt jetzt alles. Weib, wir sind jetzt unter Dach und Fach. Jetzt können Gewitter und Herbstregen kommen.“

„Denke, Fichtner und Schwabe sind aus dem Dorf wieder fortgezogen. Sie wollen hinab in die Ebene. Die Ackerkrume ist hier für sie zu düftig.“ So erzählt Hermann eines Abends, als er von der Rodearbeit zurückkommt ins Haus.

An einem Sommersonntag, da der Himmel überall blau und kein Wölkchen am Himmel steht, der Wald angenehme Kühlung weht, steigen Oswald, Hermann, Grete auf eine Bergkuppe, die sich nicht fern über dem Tannenwald erhebt. Kein Weg führt hinauf; aber die Höhe gibt einen weiten Ausblick auf die weite Ebene.

Da liegt vor ihnen das endlose Waldland. Doch ihren aufmerksamen Augen entgeht es nicht, daß schon Lichtungen, schmal und dünn, aus dem Walde tauchen, Rauchfahnen emporsteigen und die deutsche Axt und der deutsche Pflug am Werke sind.

Stumm stehen die drei Schauer.

„Ich möchte es noch erleben,“ ruft Hermann, „wenn sich hier Dorf an Dorf reihen wird, gute Straßen fruchtbare Ackerland durchwandern, wenn alles Gebiet hier dem Wald abgezwungen ist, die Stadt drüben Schutz- und Mittelpunkt eines gewaltigen Lebens darstellt, hier Glockengeläut erschallt und Kirch- und Rathaufturm dieses Waldland beherrschen.“

„Drüben liegt Bertholdsdorf,“ sagt Grete.

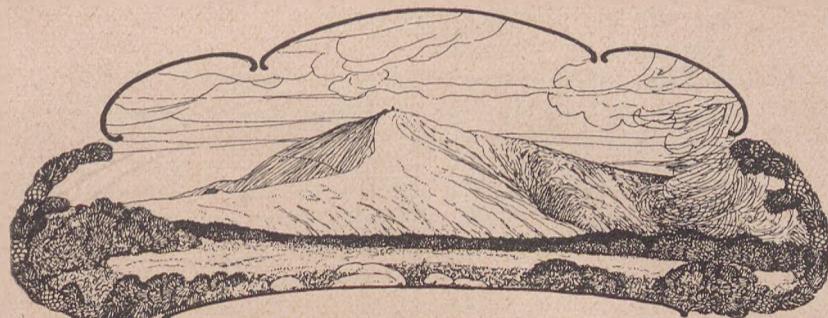
„Das wollen wir eines Sonntags besuchen und unsere Bekannten grüßen,“ meint Hermann.

„Da nehmen wir den Vläminger mit,“ spricht Oswald. „Wißt ihr, wie er hier bei groß und klein heißt: Flaumpauer! Das ist ihnen bequemer als Blame, vlämischer Bauer.“

„Mir ist es schon recht,“ hat er selbst gesagt, „ruft mich nur, wie es euch im Munde wächst.“

Lachend steigen die drei wieder ins Tal hinab.

Wilhelm Schremmer.



Hugo Bantau

Die schlesischen Berge

Das Lied an den Eilzug

In die sinkende Sonne
 trag mich hinein,
 du eisengestirnter, brausender Zug!
 Auß der Enge der Riesenstadt,
 aus der Schwermut der Gassen,
 aus der Finsternis der Gewölbe,
 aus der rasenden Welle des Menschenmeers,
 das in seine Tiefen die Schwachen reißt
 und auf seine Schultern die Starken hebt,
 über Brücken und schwarze Dämme,
 leuchtend unter der Blässe des Abendhimmels, —
 in die sinkende Sonne
 trag mich hinein — trag mich hinein! —

Oh, die ihr droben wohnt auf den Bergen,
 ihr Glücklichen,
 welche die Sonne lieber hat
 als uns Menschen im Tal,
 ihr Lichtreichen, ich will hinauf zu euch,
 die ihr noch stundenlang den Glanz auf den Höhern habt,
 wenn wir schon stehen im Schatten
 und am Abend den Weg nicht mehr finden
 in unsere dunklen Hütten,

die wir am Morgen noch unten
schmachten in Finsternis
und die blassen Arme zur Sonne heben:
„Gib, gib auch uns von der Glut deines Lichtes. . .“
wenn das Rot der Frühe schon lange
das Haupt eurer Berge streift,
und ihr droben steht, ragend,
die Siegerkronen um eure Stirn. —

A. C. Wegner

Die Heimat Eichendorffs

Es läßt sich verstehen, daß Eichendorff mit solch rührender Liebe an seiner Heimat hing; denn ganz abgesehen von den innigen persönlichen Beziehungen — das alte Lubowitz auf dem aussichtsreichen Höhenzuge bei Ratibor ist mit seiner landschaftlichen Umrahmung ein kostliches, eindrucksvolles Stück oberschlesischer Romantik. Da gibt es steile, waldbesäumte Höhen mit prächtigen Ausblicken auf das schier unermessliche, dunkelblaue Waldmeer bei Hammer und Rauden, auf die goldigen Ahrenfelder und blumigen Wiesen des breiten Odertales, auf idyllische Dörfer und die fernen, von blauem Duft umschlossenen Beskidenberge. Da rauscht im kühlen Grunde der Wald, und am Bach klappert, ins Laub der Bäume vergraben, die alte Wassermühle, während oben auf der Höhe eine einsame Windmühle ihre riesenhaften Flügel in die Lüfte streckt. Zu Eichendorffs Zeiten und noch später fehlte auch nicht das altersgraue Holzkirchlein im Schatten duftiger Linden, das dem so anziehenden Bilde seine besondere oberschlesische Stimmung verlieh.

Hinter dem Schlosse träumt, hoch über dem Odertal, der Park mit seinen ehrwürdigen Linden und dem lauschigen Buchheckengange von der „alten, schönen Zeit“. An keiner Stätte seiner Heimat scheint uns der Geist des Dichters so nahe wie im Schloßpark zu Lubowitz. Im Wipfel eines hohen Birkenbaumes am Abhange des Gartens sich wiegend, hat sich Eichendorff schon als Knabe in die alten deutschen Volksbücher, die Geschichte von Genovefa, der Magelone und den Heymonskindern vertieft. Im Parke machte er seine ersten dichterischen Versuche. „Garten, Bäume erzählen dem jungen Dichter heimlich Geschichten, die er dann muß wieder weiterdichten.“ In dem sogenannten Hasengarten, dem walbartigen, östlichen Abhange der aussichtsreichen Parkterrasse, ist das „stille, kühle Plätzchen“ zu suchen, wo 1810 das unvergängliche „O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald“ entstanden ist. Zu der Liederperle „In einem kühlen Grunde“ soll die romantische Wygomühle im nahen Brzesnitz dem Dichter die Anregung gegeben haben.

A. Lowack

Ziegenhals

Es sei bemerkt, daß noch heute der Name nicht mit volliger Sicherheit erklärt ist. Gewiß führt hier und da ein Bergzug den Namen Ziegenrücken, und wer den so benannten Zug im Riesengebirge kennt, wird die Schärfe der Beobachtung anerkennen, die das Volk durch diese Benennung bewiesen hat. Man hat in unserm Falle darauf hingewiesen, daß der Holzberg bei Ziegenhals von der Zuckmanteler Straße aus eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Ziegenrücken zeige. Ich habe es nicht finden können.

Vor ihrer Gründung müssen wir uns die Gegend um Ziegenhals mit fast dem ganzen Neißer Gebiet als mit dichtem Urwald bestanden und fast völlig unbewohnt denken.

Da war es nun sehr wohl möglich, daß irgend woher Vertriebene sich am Fuße des Holzberges, dort, wo die Bürle ins Hügelland hinaustritt, ansiedelten und der elende Ort, wie es so häufig geschieht, von anderen den Namen erhielt.

Heut ist Ziegenhals eine Industriestadt im kleinen. Ihre Bevölkerungszahl ist auf 8975 gestiegen. Die Nähe gewaltiger Waldungen hat vor allem eine Anzahl Holzverarbeitungsfabriken ins Leben gerufen.

Der Zug zur Natur machte sich in steigendem Maße geltend. Überall entstanden Sommerfrischen, neue Bade- und Luftkurorte taten sich auf. Gerade Ziegenhals, an der Eingangspforte des Gebirges, dicht am Fuße des Holzberges gelegen, eignete sich vortrefflich zu gesundem Aufenthalt in der Natur. Das bot sich noch bequemer an, als es eine Zweigbahn an das schlesische Eisenbahnnetz anschloß und das Tor nach dem schönen Altvatergebirge öffnete. Heute ist Ziegenhals als Kurort in Schlesien und weit darüber hinaus bekannt.

Paul Knötel

Die Grafschaft Glatz

Sie liegt etwas abseits. Ein landschaftliches Vielerlei! Rundherum hohe Mauern. Unten ist ein Mauerloch gelassen, da muß man durchkriechen, wenn man „hinein“ kommen will. Nur füne Leute „planken über“.

Sind wirklich etwas besonderes, die Graffhaster, haben sogar einen anderen Bischof und halten zusammen, wo sie sich treffen in allen Verbindungen. Was jenseits von Wartha ist, liegt für sie „drunter in Schlesien“. Sie sprechen von Schlesien als von einem Lande, an das sie nur grenzen. Hat auch immer in alten Urkunden geheißen: „Schlesien und die Grafschaft Glatz“. Wenn man einem Schlesier von der Grafschaft spricht, geht ein Schein von Wohlwollen über sein Gesicht. Er kann zwar ein paar vielgebrauchte Witze vom „Glatzer Nazla“ und „vo uba druba ei Neurode“ nicht unterdrücken, ebensowenig kann er aber seine Liebe für das reizende Ländchen verheimlichen. Ein schlesisches Tirol.



Der Gläser Schneeberg

Hugo Bantau

Stattliche Berge, breite Täler, Kreuze und Heiligenbilder an allen Wegen, ein frommes, genügsames, dabei aber fröhliches und sogar etwas verliebtes Völkchen. Von Mai an gucken sie durch ihr Mauerloch bei Wartha nach Sommerfrischlern aus. Denn dahinter sind sie gekommen: drei kleine Stuben, gut vermietet, bringen mehr als drei Morgen Acker. Und so bemüht sich jedes Dorf, ein Bad oder wenigstens ein Luftkurort zu werden, gründet einen Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs und schafft „Anlagen“. Immer los! Es lohnt sich, und sei es nur, um die Heuscheuer nahe zu haben, die in Wahrheit unser deutsches Märchengebirge ist; im ganzen Vaterland ist nichts, das der Heuscheuer in ihrer eigenartigen Schönheit gleich käme.

Paul Keller

Das Eulengebirge

An klaren Tagen erhebt es sich in rötlichem Abendglanze für die Odergegend, etwa für Breslau und Brieg. Als Mauer, auf der grüne Wälder wachsen, riegelt es die Grafschaft mit dem Reichensteiner Gebirge nach der Ebene ab. Es erhebt sich langsam mit den Muttergottesbildern aus dem Warthapf, wandelt aufwärts zur Bergfeste Silberberg, zieht träumend in Einsamkeit und Waldstille oben auf dem Kamm zur hohen Eule und fällt staunend und unverhofft in das Wasser des Weistrithtales. Hier setzt es fühl noch eine Burg, die Kynsburg, auf einen Waldgipfel. Die Berge und Hügel vor Schweidnitz sind die letzten, schon müden Ausläufer.

Mit der Grafschaft hat es bei Wartha und auf der Neuroder Seite einige Verwandtschaft, ist aber sonst völlig von ihr geschieden, besonders auch sprachlich. Der Gläzer ist verschlossen, der Eulengebirgler verschwendet sich nach allen Seiten wie seine Gebirgsbäche.

Lieblich und frisch wie ein Naturkind ist das Eulengebirge. Sanft sind seine Linien, voller Anmut die Täler. Im Winter bis ins schöne Frühjahr hinein setzt sich die hohe Eule freilich eine weiße Hauhe auf, um zu zeigen, daß sie zu den „Alten“ gehört. Dann ist sie eine richtige alte Eule.

Kränze von Vorbergen wirft sie in die Ebene, bis zum Zobten hinüber. Der steht als Wächter vor ihr und schaut, meist lächelnd, unausgesetzt in ihre Täler bei Reichenbach. Zwei kleinere Wächter hat er sogar noch neben sich gestellt. Denn in den Tälern wohnen unruhige, hitzige Geister, Originalkäuze, redegewandt, fleißig, zähe, begabt, die sogar die Berge hinauf rennen. Unter der Eule entbrannte einst der Weberaufstand. Der Eulengebirgler ist buntblütig. Immer wieder durchbricht er sich rauschend selber.

Vor und hinter der Eule raucht es aus hundert Essen. Da webt, da spinnt, da färbt, raucht, spult die neue Zeit. Hier ist der Hauptstuhl der schlesischen Baumwollverarbeitung. Die Maschinen haben es gar zu toll getrieben. Deshalb sind die Zwerge vom Herrleinberge bei Langenbielau nach dem Zobten gewandert. Die Löcher, in denen sie in den Berg fuhren, die Bäume, von denen sie in die Gegend schauten, sind noch da. Jetzt stehen staunend die Menschlein davor. Die gute, alte Zeit. Etwa gut, weil sie alt, das heißt weil sie vorbei ist? Die Handweber sind oft von Hunger und Not gepackt worden.

Viele Sagen träumen noch in den Wäldern, über die der Mond sein Silberlicht gießt. Um Tage webt über ihnen die blaue Dämmerung, an der sich schon Friedrich der Große erfreute, wenn er aus den Fenstern des Schlosses zu Peterswaldau schaute. Da ergötzten ihn auch die vielen „a“ in der Gebirgssprache: „Druba vo a Barga.“

In der blauen Dämmerung wandelst du auf dem Kamm von Silberberg, wo Reuter gefangen saß, bis zur Eule. Auf der einen Seite schaust du die vielgestaltige schlesische Gebirgswelt, das durch-

wühlte, kuppenreiche Waldenburger Kohlenland, auf der andern die belebte Ebene, die zur Oder eilt.

Überall rauchen, am Morgen und Abend, die Täler unter dir, blauen in der Sonne, schlummern schwer im Winterschnee, aus dem dann Menschen mit meterlangen Holzfüßen zur Höhe kriageln.

Viell hat die Eule schon gesehen, seit die deutschen Siedeler ihr die Aussicht in die Ebene freischlugen und die Wälder auf allen Seiten rodeten.

Unter dem Kammwanderer liegen die Häuser, die Bäume, die Wege, die Felder, die Dörfer wie ein wunderliches Spielzeug. Mit ihnen führt der Mensch ein unterhaltsames Nachbarleben. Die Stimmung manches Landschaftsbildes ist so mächtig, daß du das Gefühl hast, daß keine Kraft diesen starken Frieden stören kann. Verweht liegt manches Gebirgsdorflein. An manchem Hause gehst du oben und in den Tälern vorüber, das noch ein starkes Eigenleben führt. Auf vielen Wegen, in so manchem Tal, fließen die berauschen den Ströme der Einsamkeit. Der Atem der Heimat umweht dich überall.

Wilhelm Schremmer

Ein Abend in Dittersbach

Die Häuserklöze im engen Tal
versinken in tiefem Dämmern,
und leiser wird mit einemmal
des Lebens wirres Hämmern.

Nur da und dort ein trunknes Schrein
hintaumelt durch das Schummern.
Von allen Bergen riunt herein
der Wälder großes Schlummern.

Und schweigend strömen auf und ab
durch schluchtenfinstre Gassen,
endlos in tierisch-schwerem Trab
der Menschen schwarze Massen.

Vom nahen Hügel schnarzt und stöhnt
aus Eßen und aus Röhren
das Untier, dem die Menge fröhnt,
das diesen Ort geboren.

Soeben spie es hundert aus
und sog zur Tiefe hundert . . .
Nun gloht es in die Nacht hinaus
mit Lampen grell, verwundert.

Die Berge schlafen, die Sterne drehn
den leisen Silberreigen . . .
Sie lassen alle Not geschehn
und lächeln nur und schweigen.

Hermann Stehr



Eulbörfel

Hugo Bantau

Riesengebirge

Um dritten Tag seiner Wanderschaft hatte Emanuel Quint (ein armer Tischlergeselle), in ein düsteres Waldgebirge emporsteigend, eine wilde, verlassene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schlesiens schweifen konnte. Die Einsamkeit, die tiefe, lautlose Stille verlassener Waldgründe, die er durchschritten hatte, das aufrauschende Staunen und die flüsternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwischen den Farnen, Moosen, Steinen und Wurzeln stillstand, und manches andere wirkte beßlemmend auf ihn. Aber die Baumgrenze angelangt, wurde dem Joren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, sondern sie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er sah die Welt unter sich. Das Gebirge, das ihn rings mit steinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für seine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte sich gegen den weiten, unendlichen Himmel und sagte: „Gott!“ Er wandte sich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke geslekt erschien und sagte: „Gott!“ Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte staunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwischen ihnen gestauten Schutt- und Geröllhalden, und sagte: „Gott!“ Er betrachtete das Gestein, das in riesige Blöcke gelöst, wie von Zyklopenhänden in jahrtausendelanger Arbeit zusammengetragen, über- und untereinander gestürzt, weite Hänge bedeckte. Gerhart Hauptmann

In der Schneegrube

Über mir ragt es wie schwarze Zinnen einer gewaltigen, alten Schloßruine. Durch eine Lücke im zerfallenen Gemäuer hängt ein schräger, grauer Sonnenstreifen in den Schatten hinein wie ein jahrtausendalter Wust Spinngewebe. Er deutet in den Schloßhof, der roh verwildert liegt. Grünes Kraut steht fast mannshoch in der ganzen Breite. Irgendwo tropft Wasser, tickend wie eine gespenstische Uhr, aus dem Spalt eines geborstenen Marmorbrunnens.

Es ist Naturwerk, dieses Schloß. Seine Zinnen sind wunderlich zerspaltene Granitzacken des Riesengebirges, und der Schloßhof ist der innerste Kessel der großen Schneegrube.

In uralten Tagen lag in dieser kraterartigen Höhlung unter der Kammauer ein Ungetüm, das mit bleichen Augen ins Tal hinunterglotzte: der Gletscher. Mit seinen ungeschlachten Tazzen hat es die Blöcke dort herausgeschoben und zyklopisch wie eine Brustwehr getürmt, mit seinem schwerlastenden Leibe hat es den Grund ausgetieft zum gähnenden Kessel. Aber es ist ihm im Laufe der Zeiten er-gangen wie dem fetten Lollus im Keller in Bechsteins Märchen:

immer dünner und dünner ist es hingeschmolzen, immer magerer lag es zum Schluss in seinem viel zu weiten Felsennest. Heute weht nur noch ein leiser Schatten von ihm durch die Grube, ein unsichtbar körperloses Etwas, das als kellerhaft kalter Hauch am leeren Gletsch noch einen letzten Kampf kämpft mit seiner furchtbarsten Feindin, der Sommeronne.

Wenn die Ebene weithin in allen Farben des Frühlings prangt und selbst auf dem hohen Kamm die blauweissen Anemonen blühen, dann liegt in dem alten Drachenkrater noch der Winterschnee zu zähen Lasten gehäuft. Aber zuletzt muß er doch weichen. Die Wendestunde, in der einst der Drache für immer der Sonne unterlag, wiederholt sich: die Sonne bezwingt auch den letzten Schneestreifen der Grube. Einmal, am Ende der Eiszeit, ist das entscheidend geschehen: einmal hat die Sonnenwärme den ganzen Schnee weggetaut, während früher immer ein Rest überdauerte als Zutat zum nächsten Winter; damals ist das Ungeheuer des Gletschers ins Herz getroffen worden durch Baldurs Schwert.

Heute, da ich hier sitze, liegt die weite Landschaft am Kammesfuße eingesponnen im heißen Guli-Glast. Hier in der Schneegrube hat gerade endlich der erste Frühling gesiegt. Noch stecken in den tiefsten Granitschründen auch jetzt ein paar letzte Schneeflocken, aber schon grau vom tauenden Zermürben. Lustige Quicksässerlein rinnen leise davon herab. An der Grenze aber vollzieht sich jenes liebliche Schauspiel des Frühlingsseiges, das auf tauenden Alpenpässen so oft meine Freude war: noch farblos weißliche oder gelbe Pflanzenspitzen, spargelhaft eingerollte Blätterknospen, durchbrechen mit eigener Kraft und Wärme die morsche Schneedecke, noch ehe sie sich selber gelüftet hat.

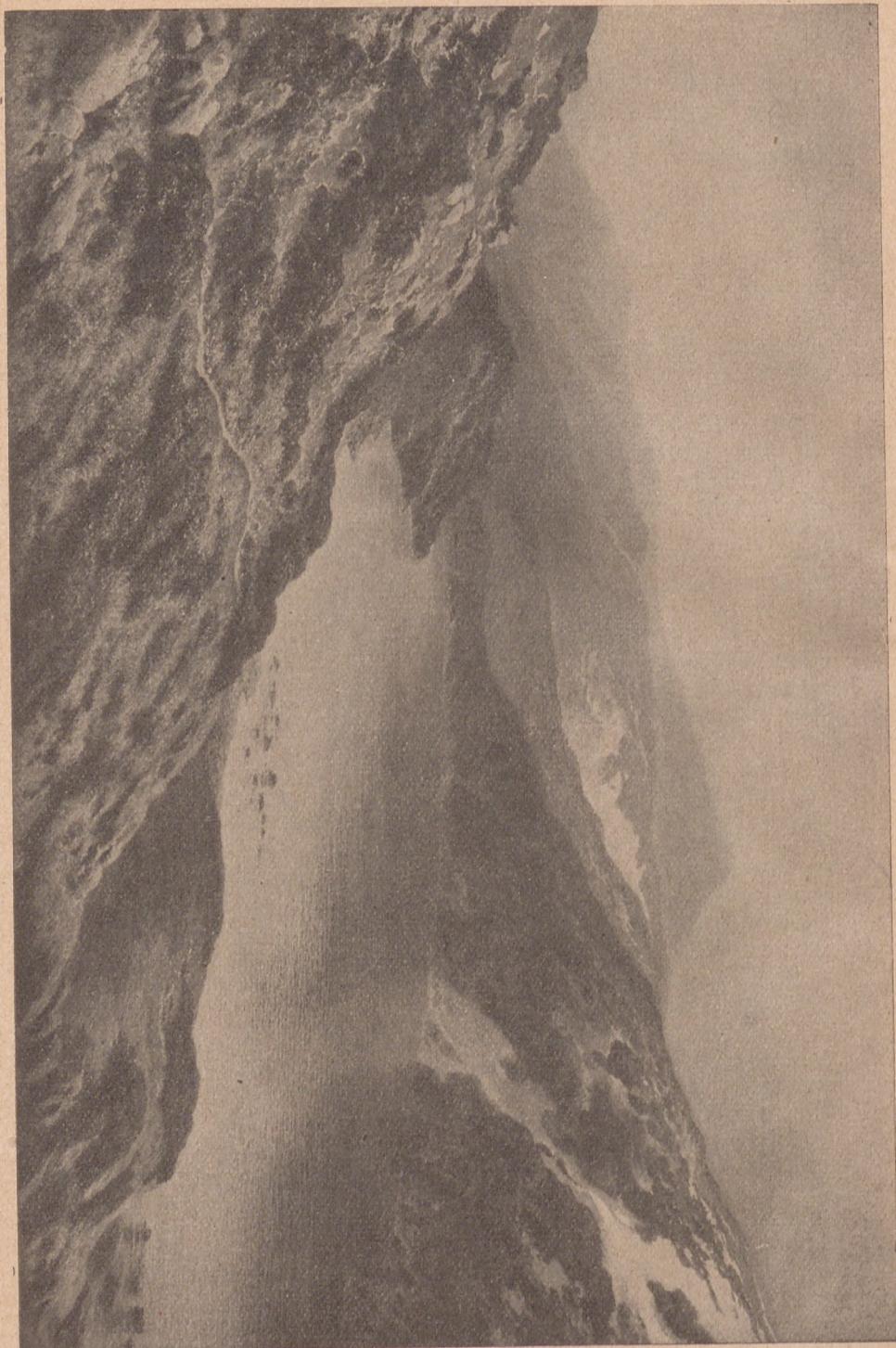
Wo aber der Kesselgrund schon völlig frei ist, da erfüllt ihn ein wahrer lebendiger Schnee: halbmeterhoch ragen in weitem, schneeweisem Blumenteppich die würdevollen Dolden der seltenen narzissenblütigen Anemone, des „Bergfahnleins“ der Gebirgsleute. Auf jedem lichtgrünen Hauptstengel stehen etwa ein halbes Dutzend großer Einzelblüten ganz nach Narzissenart. Ein berauschender Honigduft liegt über der Wiese. Man kann über den ganzen Kamm wandern, ohne dieser köstlichen Blume zu begegnen, hier aber tritt sie plötzlich als Herrscherin auf, — das schönste Sinnbild des Sonnen- sieges im alten Drachenbett.

Auf der Gletschermoräne selbst aber stehen niedrige, noch völlig blattlose Weidenbüschle im ersten goldenen Räuchenschmuck, ein seltsam später Unblick für den, der aus dem Tale kommt, wo längst alle Blätter in schwerer, grüner Sommerfülle rauschen.

Einsam und still ist es hier.

Oben an den Zinnen erscheint ab und zu ein punkthaft kleines Zwerglein scharf vor dem Himmelsblau: einer aus dem endlos dort vorbeihastenden Fremdenstrom, der sich etwas näher an den schwundenden Abhang gewagt.

Wilhelm Bölsche



Eine Koppewanderung

Gütig segnet die Sonne das allmählich bergen steigende weite Tal: Krummhübel.

Es ist besser, wir nehmen unsere Skier auf den Buckel und stampfen hindurch. Die Häuser haben hier keine Gesichter mehr. Es sind alles steingewordene, wesenlose Gebilde. Schreiende Plakate und Menschen in bunten, aufgeputzten Gewändern mit überhitzter Fröhlichkeit. Die Häuser mit angeklebten Namen, die nichts von ihrem Inneren verraten, mit Balkonen, Winkelchen und Erkern.

Wir sind im Walde. Kein Haus mehr, das von Menschen erzählt. Nur über uns der Wald. Der Wald aber ist das Erlebnis Gottes.

An einer Wegbiegung wartete der Winter auf uns. Er hob uns auf seinen festgetretenen Schnee und führte uns langsamer in sein Reich, das reiner und reiner glänzte. Über uns blieb der Himmel immer noch in seinem versunkenen Blau, bis ganz leise eine unsichtbare Hand das leuchtende Blau verlöschte. Es bläzte, und wie wir wieder hinausschauten, ist es eisgrau und wie erstorben.

Die Dämmerung, die uns überholte, hob Baum um Baum aus der Tiefe und Niedrigkeit. Sie bekamen nun einzeln Gesichter und vernummelierten sich zu Gestalten. Es blieb kirchenstill. Der eisgräue, noch nicht erloschene Himmel lag über dem Walde und bewegte sich nicht. Wir blieben stehen. Der Schnee rasselte bei jedem Schritt von unsern Füßen. Ob nicht irgendwo ein Laut auflebt? Was bedeutete die unnahbare Himmelwand? Die Bäume antworteten nicht.

Als uns der Wind zum ersten Male anlief, wurden wir um einen Schritt zurückgetrieben. Je höher wir stiegen, um so unwilliger warf sich der Sturm uns in die Arme. Der Schnee hing sich an die Füße. Immer tiefer versanken wir darin. Schritt um Schritt wurde Kampf. Bald müssten wir den Kamm erklimmen haben. Da begann ein Höllensabbat über uns. Gellend pfiff der Sturm seine Raserei, und wir bekamen einen Schaum von Eisnadeln ins Gesicht. Wir konnten nicht weiter. Wir wandten uns. Aber von neuem riss uns der Sturm mit seinen scharfen Nadeln ins Gesicht. „Weiter!“ Der schneezertretene Steig senkt sich. Die Fußspuren laufen wagerecht. Wir sind auf dem Kamm des Riesengebirges. Keiner hört des andern Ruf. Johlend pfeift der Sturm und zerfetzt jeden Ruf.

Weiter ging es. Bis sich mit einem unheimlichen gellenden Schrei des Sturmes vor uns plötzlich die Wand hob, in ungezählten Fehlen zerriß und wir dicht vor dem dunklen Gebäude der Riesenbaude standen. Sie war uns wie ein Zauberschloß aus dem Nichts geschaffen. Die hohen, nachtschwarzen Wände ragten drohend in die Nacht. Das Haus schaute uns mit toten Augen an. Die breiten Fensterläden schlossen die Lichter. Ein einziges Licht suchte sich irgend in den Riesengrund hinab. Vom Dache hingen die riesigen Eiszapfen, und der Schnee beugte sich mit der ganzen Schwere seiner

Last darüber. Wir lehnten uns eine Weile mit dem Rücken an die Wand und zitterten bei dem tollen Spiel, daß die entfesselten Stürme mit den zerfetzten Wolken trieben. Plötzlich eine nachtschwarze Tiefe vor uns. Als siele die breite Ebene in einen entsetzlichen Abgrund, der unersättlich alles verschlang. Der Riesengrund gähnte uns mit seinem Rachen an. Ein Sturmstoß — und über die Tiefe schloß sich der Nebel wieder, und die Nacht wußte von keinen Gründen und Schluchten mehr.

Um Mitternacht wagten wir uns noch einmal hinaus. In riesige Feuer zerriß der johlende Sturm den Himmel. Wie Rudel von hungrigen Wölfen kamen die Stürme aus den gähnenden Tiefen der Gründe, die bis in den Schlund der Hölle reichten. H. C. Kaergel

Die niederschlesischen Burgen

Inmitten grüner Hügel, die von der Ebene her zum majestätischen Riesengebirge überleiten, liegt malerisch am Berghange das freundliche Städtchen Bolkenhain, überragt von der gewaltigen Volkoburg, deren Zinnen kraftvoll, trozig ins Tal herabblitzen und hinüber zur weitläufigen Ruine Schweinhaus sehen. Sie sicherten ehemals die Straße der Landeshuter Pforte.

Natürlich hat auch die Sage ihre schimmernden Fäden um die Trümmer der einstigen Herzogsburg gesponnen. Anlaß dazu gab schon der Name. Wie üblich wird auch von unermesslichen Schätzen in dem alten Gemäuer berichtet. Es gelang bisher nicht, sie selbst mit der Wünschelrute zu entdecken. Wem dies aber einst glückt, der darf die Schätze nur mit unentweichter Hand heben, sonst ist er den Schutzgeistern des Hortes verfallen. In dem Verliese endeten viele Unglückliche ihr Leben. Oft hört man dort, um Mitternacht, wenn die Fledermäuse lautlos durch die Luft schwirren, klägliches Wimmern. Nach weiteren Überlieferungen brannten die Mongolen Bolkenhain und das Kastell 1241 nieder, worauf Bolko I. beide 1291 wieder aufbaute. —

Ungefähr eine halbe Stunde von Bolkenhain entfernt erhebt sich auf dem Rücken des Steinberges Schweinhaus, der Stammsitz derer von Schweinichen. Phantastisch ragen die kahlen Mauern aus dem Grün der Bäume empor. Je näher man dem Dorfe kommt, um so mehr fesselt der ganz eigenartige Anblick. Die Straße windet sich im Tal um den langgestreckten Berg herum und gibt so Gelegenheit, die weitläufigen Baulichkeiten von verschiedenen Seiten zu betrachten.

Wie bei der Schwesternburg ist die Entstehung von Schweinhaus und die Herkunft seiner Besitzer in Dunkel gehüllt. Die Feste scheint zum Schutz einer Straße durch den Grenzwald angelegt worden zu sein und zuerst als Holzbau mit Umwallung bestanden zu haben. Urkundlich wird sie zuerst 1108 und als Kastellanei frühestens 1155 erwähnt. Das Schicksal des „alten Sauhäusels“, wie der

Volksmund sagt, war verhältnismäßig friedlich. Ein über dem Tor angebrachter Vers soll angeblich seine Zauberkraft selbst im Dreißigjährigen Kriege bewahrt haben:

„Das Säulein ist bei Hofe zu Schmaus,
beim Kaiser beliebt und beim König,
drum, Kaiserlicher, verschone sein Haus,
drum, Schwede, tue ihm wenig!“

Noch in ihren Trümmern wirkt Schweinhaus mächtig. Ein stummer und doch so beredter Zeuge einstiger Herrlichkeit.

Wunderschön ist die Aussicht. Im Sonnenschein liegt jenseits einer leichten Bodenwelle im Tal das freundliche Volkenhain, dessen Häuser terrassenförmig zur darüberthronenden Herzogsburg emporsteigen. Weiterhin schweift das Auge über die Vorberge, bis es sich in dämmernder Ferne verliert, aus der das Hochgebirge in bläulichem Duft aufragt.

Viktor Schaeße

Das Schwarzbachtal im Isergebirge

Ganz deutsch ist das Herz von Schwarzbach, treu am Alten hängend, innig und gläubig und rein wie ein Grimmsches Märchen.

Welcher gute Deutsche sollte es nicht lieben, wenn er, am Bach emporschreitend, etwa von Meffersdorf, der Eisenbahnhaltestelle her, in die enge Schwarzbachmulde zwischen den beiden Bergwänden tritt und nun, am Wasserlaufe hin und die Höhen empor gekommen, noch so viele alte und einfache Hütten sieht, die kein Umbau verschandelt hat. Je höher er steigt, auf die Geröllsperrchen zu, zwischen Tafelfichte und Heufuder oder gegen die Brandhöhe hin, um so deutlicher erkennt er an diesen Hütten am Berge die Ursprünglichkeit und die Heimattreue von Schwarzbach und die Art seiner Bewohner.

Deutsche waren es ja, die der Überlieferung nach diesen Platz sich erkoren und zu neuer Heimat machten, als sie nach der Schlacht am „Weißen Berge“ um ihres Glaubens willen das Tal von Friedland-Haindorf bei Nacht und Nebel verließen über den „Trauerstig“ mit ihrer Habe eilten und durchs Walddickicht in die einsame Schwarzbachschlucht hinabstiegen.

Fühlt's nicht auch heute jeder noch, daß sie Zuflucht sein will? Die Birken steigen wieder in ihren leuchtenden Kleidern zu den Bergen empor, lächelnd, weil ihnen der Frühling nun bald den grünen Brautkranz ins Haar legen will, der Schnee zerrinnt, und die Märzbecher wollen blühen auf den Wiesen am Bach.

Gerade die Bescheidenheit und Waldgeborgenheit sind es, die viele aus dem Hastein und Lärm der Stadt nach Schwarzbach locken. Treibt es sie wieder in den Menschenstrom, wie leicht ist da Flinsberg erwandert, ein paar Stunden lang genossen sein Flirt, seine Musik. Und wie fößlich ist es dann, wieder diesem Oberflächendasein zu entfliehen in die stille Innerlichkeit des waldumhegten Schwarzbachtals!

Hans Buchhold

Im Katzbachtal

In einem der schönsten Täler des niederschlesischen Gebirges, dem oberen Katzbachtale, hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bei dem Dorfe Kauffung neben der althergebrachten landwirtschaftlichen Arbeit ein rastlos schaffendes, geräuschvolles industrielles Leben entfaltet. Unaufhörlich bohrt sich rasselnd der Stahl in den Marmorfels, dreimal werktäglich wecken die Entladungen der Sprengkapseln donnernden Widerhall an den Bergwänden, tausend Hände brechen das Gestein, befördern es talwärts zu den mächtigen Öfen, und endlose Lastzüge schleppen das Mark unserer Berge zur Ebene. Was der Natur unheilbare Wunden schlägt, ist der Kultur unentbehrlich — die Arbeit der Kalkgewinnung.

S. Winkel

Die Landeskrone

Der Zug rattert durch die späte Nacht. „Görlitz, Görlitz, Landeskrone . . .“ singt es lustig, unaufhörlich in den Rädern, gleichförmig im Takt. Davon haben die wenigen Fahrgäste im Abteil gesprochen, und nun haben es auch die Räder gehört. Jetzt singt es der ganze Zug. Er braust, er ruckt, er zittert und bebt vor Freude. Er kann es nimmer lassen. Wie wäre es mit einem andern Takt, mit anderen Worten: „Weißwasser, Horka, Heideland . . .“ Tausendstimmig werde ich überschrien. Ich nickt mit dem Kopfe. Die andern nicken auch. „Ihr sollt schon recht behalten, ihr Räder. . . .“ Ich komme aus Südbrandenburg.

„Görlitz!“ schreien fremde Stimmen, noch nachtverweht. Ist es Trug? Wir fahren auf. Der Zug hält, alles hastet aus den Wagen. Draußen liegt es im bleichen Dunst: die Wagen, die Menschen, die Dächer, die Straßen, die Hallen. Ich eile, aus der Stadt hinauszukommen, die noch schläft. Hin und wieder trottert ein Wagen vorüber, halb nächtlich.

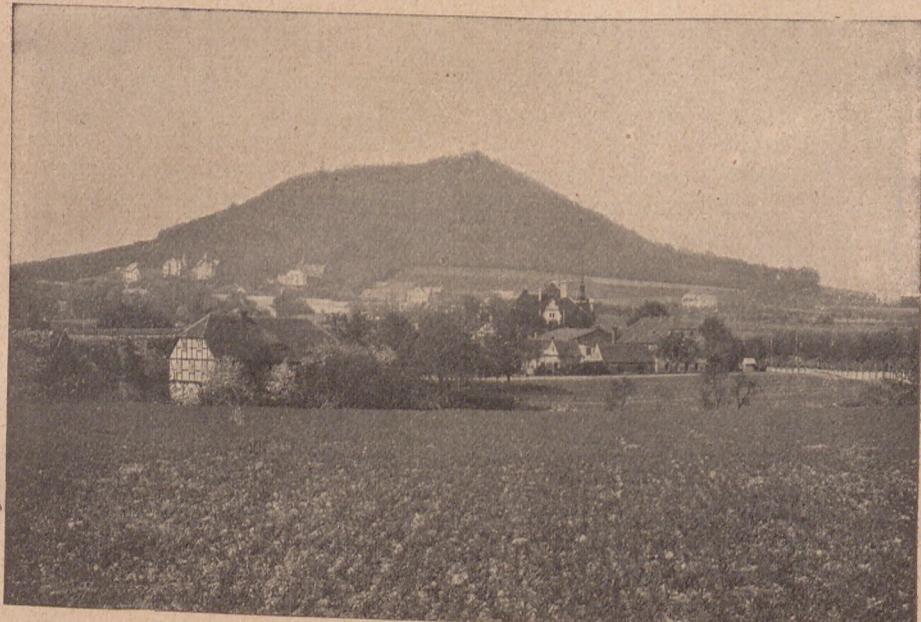
Als ich der Landeskrone entgegen schreite, blitzt die Sonne im Osten auf. Mit einer Flut zuckenden Lichtes übergießt sie den Basaltkegel, den letzten schlesischen Wächter der Sudeten, die aus dem Gessenke herausziehen. Wie es überall glänzt und schimmert! Duftig liegen die Berge drüben. Die schönste Pracht schenkt die Natur dem Morgenwanderer.

Ein Basaltkegel soll es sein, der mit anderen dem Nordfuße der Sudeten vorgelagert, kaum eine Stunde von Görlitz entfernt ist, hat ein Erdkundiger drin im Abteil erklärt. Ich kümmere mich nicht weiter darum.

Ich steige von der munteren Landstraße hinauf, schweife im frischen Morgenwalde umher und meide möglichst viel begangene, breit ausgetretene, bequeme Wege. Allein will ich sein mit mir und

diesem Lande im Morgenschimmer. Kein Allerweltsweg soll uns stören.

Unten liegt die Stadt, der es aus allen Fenstern blickt, die Stadt Jakob Böhmes, des seltsamen Bauernsohnes aus Alt-Seidenberg drüber. Was andere tausend Jahre lang mit ihren Augen draußen nicht sahen, sah er in einem Augenblick mit seinen zwei verzückten Augen in sich hinein. Eine ungeheure Weltkugel trug er in seinem Kopfe. Was schrie nicht der Rat dieser Stadt da unten in das alte Gedächtnisbuch: „Der Schuster und verwirrte Enthusiast und Fanlast.“ O Menschenleid der Frühe! Welche Arbeit hat nicht die



Sonne, dieses verschlafene Land zu erwecken! Ströme voll Lichtes muß sie aus ihrer goldenen Himmelschale gießen. Und wie viele schlafen noch und reiben in den Augen!

Doch es leuchtet schon überall. Besonders in den Bergen. Noch kann das Iser- und Riesengebirge nicht recht heraus aus dem Dunst. Wo bist du, Heufuder, Tafelfichte und Koppe? Noch vermag die Sonne nicht, die Schleier zu zerreißen.

Ein Blumengarten der schlesischen Ebene, drüber die Heide, hier die Übergänge nach Sachsen. Ich habe sie schon unten in der Sprache gemerkt. Das schöne „Vörlitz“.

Jetzt fangen seine großen Eßen zu rauchen an. Die Stadt rüstet sich zur Arbeit.

Wilhelm Schremmer

Die Gebirgsschlesier

Die Dörfer in den schlesischen Vorbergen zeigen in der sauberen Heiterkeit ihrer Gehöfte und Hütten und in der eigenwilligen Schönheit ihrer Anlage die ausgesprochene Art fränkischer Siedlungen. Denn schaut man auf der Eisenbahnfahrt um Feuchtwangen in Franken aus dem Wagen, so sieht es nicht anders aus, als kutschire einen die Lokomotive durch die Striegauer Gegend. Das Schalkhaft-Spöttische der Bewohner, die heitere Gelenigkeit, die sich merkwürdigerweise mit einem nie ganz besiegbaren Verstocktheit vereinigt, würden den Menschen schon vollkommen der fränkischen Art einreihen, wenn ihm nicht zum Überfluß auch noch das jähre, ihn selbst überraschende Losfahren eigen wäre. Tiefer in den Bergen sitzen wohl die Nachkommen der Thüringer, versonnen, leichtsinnig, träumerisch. Sie lachen wie durch einen Schleier und befruchten und verwirren ihren Verstand durch ein Gemüt, das unergründlich und phantastisch zugleich ist. Böhmishe und mährische Einschläge verdunkeln etwas die liederfröhliche Klarheit ihres thüringischen Grundwesens.

Jeder Mensch ist ja ein Dichter; aber in keinem Landstriche Deutschlands mag wohl die Zahl solch eigenwilliger Gedanken- und Fabelspinner so groß sein als in Schlesien. Daraus steigen Männer wie Andreas Gryphius, Christian Günther aus Striegau, von Logau aus Brockut bei Münptsch, von Strachwitz aus Peterwitz, Eichendorff aus Lubowitz, Gerhart Hauptmann aus Salzbrunn und manch andere in Höhen, von denen aus sie mitbestimmend auf die Kultur Deutschlands und noch über seine Grenzen hinaus wirkten. In jedem Bauerlein, dem du etwa von den fabelhaften Entfernungen der Gestirne erzählst, hast du einen nicht minder echten Vertreter eines Stammes vor dir, dessen Art es ist, einem Meer zu gleichen, das aus lauter gegeneinanderreibenden Wellen besteht. Sei dieser Bauer nun in der Grafschaft Glatz zu Hause oder um Jauer oder um Ottmachau, ganz gleich. Wenn du zu erzählen aufgehört hast, wird er in betroffenem Schweigen einen Augenblick an dir vorbei ins Weite lugen. Denn es ist sicher wie das „Amen“ in der Kirche, daß er dir zunächst und sagt: „Jo, jo — nee, nee. Ma solld's nich denken!“ Und du bist unsicher, wo die Hauptache seiner Antwort liegt: in dem freudlichen Spott, der Ergriffenheit, dem furchtsamen Zweifel oder in dem liebenswürdigen Widerspruch. Es ist ein Schlesier wie der andre. Ihre Augen sehen nicht in einer Richtung, sondern schauer- gleichsam gegeneinander

Hermann Stehr



Hugo Bantau

Schlesisches Flachland

Schlässerlied

Um a Zotaberg, da leut a Land herum,
dos ber in se heezen, war'sch ni magg, is tumm.
Wenn a Feind oh käma
un a wullst ins nähma,
Loß ber liber 's Laben,
eh' bers Land ihm gaben,
denn das Land is schiene, hingen schien und vurn,
oslerengen wudelt's do vu Weez und Kurn!

Chor: Kurn hän ber, Weeze hän ber, Garste hän ber, Håber
hän ber, alles hän ber, Tuch! —

Schiener Viech is ei dar Walt wull nich zu sähn,
sunderlich de Schause, su wie wir se hän;
und se missen gräßen
ehberäl em Räsen,
's Loob va Beemen frassen,
nischte werd vergassen!
's Loob werd wieder wächsen, schrei be ocl Tuchhe!
Siz ber ei dar Wulle, wull ber nischte meh!

Chor: Viech hän ber, Faarde hän ber, Ufzen hän ber, Schweine
hän ber, Schause hän ber, Loob hän ber, Beeme hän ber, Wulle
hän ber, Fleesch hän ber, Kurn hän ber, Weeze hän ber, Garste hän
ber, Håber hän ber, olles hän ber, Tuch!

Und de lieben Barge stiehn su bloo und stulz,
 wie de Pudelmißen vull von Loob und Hulz!
 Da hot's Hirsch und Hesen,
 kurz, a Wild zum räsen!
 Aber nich nur auben
 is dos Land zu lauben;
 ungerm Bauden hot dar Geist, dar Riebezähl,
 lauter guttes Zeug verstadt ei Barg und Täl.

Chor: Eesen hän ber, Zink hän ber, Kupper hän ber, Blei
 hän ber, Gift hän ber, Kuhlen hän ber, Steene hän ber, Geister hän
 ber, Hulz hän ber, Wild hän ber, Viech hän ber, Uesen hän ber,
 Schweine hän ber, Schause hän ber, Loob hän ber, Beeme hän ber,
 Wulle hän ber, Fleesch hän ber, Kurn hän ber, Weeke hän ber,
 Faarde hän ber, Garste hän ber, Håber hän ber, olles hän ber, Tuch!

Aus der Urde hull ber ollerleh zur Städt,
 weß der Guckuck, wås se oll's im Bauche hät.
 Inse Land is glicklich,
 olles drin is schicklich.
 Uff zwee Flissen fahren
 kinn ber alle Wåren;
 kummt mer uff dar Alder ni meh furt ver Sand,
 hän be: duh de Achse, die is weltbekannt!

Chor: D'Alder hän ber, d'Achse hän ber, d'Alejze hän ber,
 'n Bober hän ber, grußes Wosser, kleenes Wosser, Schiffe hän ber,
 Kähne hän ber, Fische hän ber, Naut hän ber, Kummer hän ber,
 Kraut hän ber, Rieben hän ber, Tummheet hän ber, Klugheet hän
 ber, Fleisch hän ber, Uesen hän ber, Schweene hän ber, Schause hän
 ber, feine Leute, graube Leute, Kurn hän ber, Faarde hän ber, Garste
 hän ber, Wulle hän ber, Håber hän ber, olles hän ber, Tuch!

Heeht ins einer Åselfrässer, håb a Acht,
 doß mer sich aus ihm nich a Gerichtel macht!
 Um de Riesenbarge,
 jän se, wuhnen Zwarge;
 sein ber keene Riesen,
 hän ber's duh bewiesen,
 doß ber tichtig kinnen inse Feende schlän
 und zum Schuhverlieren aus em Lände jän!

Chor: Mut hän ber, schlän kinn ber, schießen kinn ber, schreien
 kinn ber, Willen hän ber, Liebe hän ber, Sänger hän ber, Lust hän
 ber, Freede hän ber, Wein hän ber, Haber hän ber, olles hän ber,
 Tuch!

A. Kopisch

Mein Schlesierland

Wer die Welt am Stab durchmessen,
wenn der Weg in Blüten stand,
nimmer konnt' doch der vergessen
glückherauscht sein Heimatland.
Und wenn tausend Sangesweisen
nur der Fremde Lob entquillt —
Einzig wili das Land ich preisen,
dem mein ganzes Sehnen gilt.
Sei gegrüßt am Oderstrand;
Schlesien, du mein Heimatland!

Schlesierland, du Länderkrone,
sei gegrüßt viertausendmal:
Wo auf sagenreichem Throne
streng regiert Geist Rübezahl.
Wo im Volke stets aufs neue
deutscher Freiheit Odem weht,
wo als Bild von Männertreue
fuhn der alte Zobten sieht.
Sei gegrüßt am Oderstrand;
Schlesien, du mein Heimatland!

Graue Burgen zaub'risch winken
von den Bergen hoch und hehr;
in dem tiefen Schachte blinken
Erz und Kohle, blank und schwer.
Weizes Linnen, Stolz der Mädchen,
bleicht im goldnen Sonnenschein;
lustig schnurren Spill und Rädchen;
Sang und Sage klingen drein.
Sei gegrüßt am Oderstrand;
Schlesien, du mein Heimatland!

Wackre Männer, treu und bieder,
sturmfröhlich wie der Teufelsbart,
ros'ge Frau'n in buntem Mieder,
das ist echte Schlesierart.
Volle Becher fröhlich kreisen
von der Heimat Traubenblut;
Schlesierland, dich muß ich preisen,
bis mein Herz in dir einst ruht.
Sei gegrüßt am Oderstrand;
Schlesien, du mein Heimatland!

Unter der Erde wandert's mit

Ich wollte es als Kind nicht ertragen. Ich wurde in den ersten Tagen von einem Grauen geschüttelt, daß ich meinte, ich müsse in die Tiefe sinken. Das war in den Tagen, als wir in ein Dorf der Waldenburger Berge kamen und mir die Mutter erzählte, daß



unter unseren Wegen und Straßen, ja vielleicht unter unserm Hause die schwarzen Männer kriechen und hämmern und klopfen. In der ersten Nacht jagte mich ein wilder Traum, daß ich den Mann hörte, der unter unserem Hause klopfte. Ich sah das Haus zittern und wartete auf den Augenblick, in dem es in die Tiefe sinken würde. Er kam nicht. Da ich ging über die Wege und Straßen und hörte es nicht einmal klopfen. Ich vergaß es. Bis ich dann einmal an einem Schacht stand und, am Gitter geklemmt, in die nachtschwarze Tiefe starrte. Dann war das heimliche Bangen wieder in mir. Und ich verlor es nicht bis in die Tage hinein, in denen ich keine Märchen

mehr glaubte. Am Ende lebt's heut noch in mir. Immer, wenn ich über Grubenland schreite, ist es mir, als ginge es unter meinen Füßen mit.

Als ich später über oberschlesische Erde schritt, begegnete mir das gleiche Antlitz der Erde. Über den kümmerlichen Feldern lag es wie Lasten, die sie bedrückten. Überall die zerrissenen und zerschlissenen Drähte, die ein zerfallenes Feld begrenzten. Überall die dämmende Schwüle, die auch an den schönsten Tagen sich nicht mehr hob. Die dunklen Schwaden von Qualm und Ruß, die wuchtend über die Städte und Dörfer dahinzogen. Und in den Straßen die Menschen mit bekümmerten Gesichtern.

Unter der Erde lief das Grauen mit, und über der Erde schrie der Lärm über allen Jammer.

Wir saßen an einem Herbstabend auf der kleinen Holzbank vor einem großen Hause, das nachbarlich sich eng an die ewig unruhige, schüttende Grube lehnte. Die Erde zitterte unter meinen Füßen von dem Gleichschlag der Maschinen. Die Förderglocke schrillte in regelmäßigen Abständen. Grollend rollten unzählige Wagen auf kleinen Schienen. Die Lichter flamten hier und da auf. Die Schornsteine fauchten ihren erstickenden Atem in den blaßblauen Himmel. Von unsren Füßen aus dehnte sich das gepeinigte Land. Es lief

wie über eine kleine Schwelle hinab. Hier und da kauerte sich ein kümmerliches Haus. Straßen ließen die Ebene hinab und stiegen über einen Hügel. In der Senfung allein glänzte es silbern auf. Wasser. Jenseits des Flüschens die weite Ebene. Verlassen und vergessen ein Baum. Weiter drüben ein halbzerfallenes Gemäuer. Wieder ein Strauch. Dann die dunklen Umrisse von ragenden Schornsteinen. Lichter huschten vorüber. Irgendwo durchzog ein schleppender Eisenbahnzug die Weite. Noch sah ich seine Bahn. Ein weißes Wölkchen begleitete ihn. Wie lang ich ihm folgte, ich weiß es nicht. Als ich wieder über die Erde hinsann, schien es, als stieg aus den unzähligen, verfallenen Gruben und Einbruchsstellen Nebel auf und dämmerte die Weiten ein.

„Warum hälst du hier aus Onkel?“ begann ich und sah dem alternden Mann ins gebräunte Antlitz.

„Weil es mir Heimat wurde. Sieh, ich hab ein Lebensalter hier mich in den Leib der Erde gewühlt. Von meinen Hammerschlägen erzitterte diese Erde mit. Diese Erde weiß von meinem Hoffen und Bangen und trank meinen Schweiß. Und sie weiß von meinem Gott. Ihn erlebte ich in der Nacht in den Tag herauftiege, empfing ich mein Leben als Geschenk. Nur ein Bergmann weiß von der Güte dieses Beschenktwerdens zu sagen, denn er erlebt es an Leib und Seele. Und noch eins. Hier hab ich dreißig Jahre und mehr für meine Brüder an der Oder und der Elbe gearbeitet. Geh durch die Straßen. Sieh in die Häuser. Überall ruft es dir deutsch entgegen. Deutsch sind die Häuser, deutsch die Straßen, deutsch ist der Fleiß, die Ordnung. Siehst du den Fluss? Siehst du die Hütten jenseits des Wassers, die zerfallenen Häuser? Das ist Polen.

Nun fragst du mich nicht mehr, warum ich hier bleibe. Warum sie alle dies Land lieben, alle, die mit mir Gott mit deutscher Zunge anrufen!“

Ich schwieg. Ich war still mit ihm. Es war mir, als hörte ich unter meinen Füßen einen ganz anderen Gesang. Die Häuser, die mir begegneten, wuchsen über das eintönige Grau des Elends hinaus. Ich sah nun auch Menschen, die aufrecht gingen.

Und ich verwunderte mich nicht mehr, als in den ersten, wahn-
sinnigen Polenunruhen keiner von den Unentwegten die Heimat ver-
ließ und auch mein alter Onkel als Geizel unter furchtbaren Stock-
hieben in das Land ohne Grenzen hinübergeschleppt wurde, aus dem
er zerschlagen und zerbrochen, hungernd, nach langer Irrfahrt heim-
kehrte und dennoch glaubte. Ich gedachte seines Wortes von dem
Erlebnisse des Bergmanns und wußte alle Zuversicht.

Wer nur flüchtig über die Straßen Oberschlesiens hastet, wer
nur die arbeitsmüden Menschen an sich vorüber taumeln sieht, kennt
nichts von der Seele des Landes. Er sieht nur türmende Städte, in
denen der Rauch schwiebt. Er hört den Lärm der ratternden, schüttern-
den Maschinen. Sieht die unerlösten Menschen wie in allen zu-

sammengeballten Menscheniedlungen, den Großstädten, nach Taumel und Wirral rennen und weiß nichts von dem Angesicht des Landes.

Nur wer den Gesang der Erde belauscht, wer den Menschen in der Stille begegnet, weiß das Wunder zu fassen, daß es über dem hastenden Lande doch wie ein Segen liegt. Die Menschen, die Tag um Tag aus der Nacht in den Tag steigen, immer wieder nach schwerem Ringen das Licht wie Dank und Erlösung trinken, wissen mehr von dem ewigen Gesange Gottes.

Hans Christoph Kaergel

Das oberschlesische Land und seine Entwicklung

Als liegt hinter uns. Die grauen Stämme der Fasanerie, das ragende alte Schloß, die Kirchen mit ihren schlanken Türmen grüßen noch einmal freundlich zu uns herüber. Der große Bahnhof mahnt uns, daß hier ein bedeutender Knotenpunkt des Verkehrs ist: nach allen Seiten laufen die Schienenstränge auseinander, nach Posen, nach Polen, nach Oberschlesien. Fruchtbare Fluren durchzieht der Zug, die zu den üppigsten Teilen des schönen Schlesierlandes gehören; hübsche Kleinstädte berühren wir. Die ausgedehnten modernen Vorstädte um den alten deutschen Kern mit dem stattlichen Rathaus und den schönen Kirchen verraten das blühende Leben: deutsches Land. Allmählich werden die Acker minder fruchtbar, und Arbeit gehört dazu, gute Erträge zu erzielen. Streifen mageren Kiefernwaldes schieben sich ein. Wir fahren durch Kreuzburg, Rosenberg. Über das Bild des wirtschaftlichen Aufstieges, des blühenden Lebens -- es bleibt; ob Dominialacker, ob Bauernfelder -- man sieht es, wie sorgfältig die Bestellung ist. Um deutschen Bilde hat sich nichts geändert, ob wir auch gelegentlich polnische Laute um uns hören, obwohl wir bereits in Gegenden sind, die nach der amtlichen Feststellung stark „polnisch“ gemischt sind. Aber ist es denn Polnisch, was wir hören? Der Pole versteht unsern oberschlesischen Bruder kaum, und diesem bleibt der Pole nach Sprache und Art fast unverständlich. Wie seine ganze Wesensart und Denkungsweise deutsch ist, deutsch wie seine Wirtschaft, so ist auch seine Sprache, seine „Muttersprache“ unpolnisch, ein polonisiertes Deutsch -- „Wasserpolnisch“ nennt man es wohl. Und je weiter das Dampfsroß uns nach Südosten führt, desto mehr beginnt der Kiefernwald im Landschaftsbild vorzuherrschen. Seen und Sumpfgelände schieben sich hie und da ein; desto mehr schlägt das Wasserpolnisch an unser Ohr; aber aufstrebendes Leben allenthalben. Und hinter Lublinitz neue Bilder: mächtige Schlote im unermesslichen Wald, der malerisch rechts und links weit sich dehnt. Tarnowitz, Rossberg, Dt. Piekar -- mächtig aufblühendes Leben, und dann kommen die Schornsteinwälder, die Steigeturme und Zechen und Hochöfen und geben der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Kraft- und Lichtleitungen spannen wie riesige Spinnweben

ihre Nehe; Eisenbahnen und elektrische Bahnen allenthalben. Das Ganze fast eine weitmaschige Stadt mit lebhaftem Verkehr und Rauchfahrten eifriger Industrie; Hämmern und Fauchen und Rollen und Pfeifen — so macht sich die kraftvolle Arbeit allen Sinnen bemerkbar.

Und Ordnung allenthalben und zielbewußtes Schaffen. Tausend und ein Ziel. So haben wir in wenigen Stunden Schnellzugfahrt ein Bild von Oberschlesien. — Und nicht viel anders ist's, wenn wir die Oder aufwärts oder am linken Ufer nach Südosten fahren. Und gehen wir von der großen Linie fort zur Grenze — wohl werden die Wälder dichter, die Felder minder ertragreich, aber Arbeit und Ordnung allenthalben, und die Sauberkeit der Dörfer läßt deutlich die Liebe des Oberschlesiens zu seiner Heimat erkennen. Backsteinhäuser und Ziegeldächer, seltener schmucke Holzhäuser, gutgehaltene Stallgebäude und niedliche Borgärten, ordentliche Wege, gerade Felder bis zur Grenze. Und jenseits der Grenzpfähle? Ich kenne das oberschlesische und polnische Land längs der Grenze in ihrem gesamten Verlauf — eine schärfere Kulturgrenze ist nicht vorstellbar: jenseits Schmutz und Unordnung, ärmliche Holzkaten, oft dem Zusammenfallen nahe; elende Ställe, ordnungslos lang sich hinziehende Dörfer, schmucklos; die Wege verwahrlost, drei, vier, fünf Spuren nebeneinander, oft Spuren außerhalb der Baumreihen, weil die Straße fast unbefahrbar; unordentliche, dürftige, schlecht bestellte Felder, Unland dazwischen. Es ist ein anderes Land. Raum glaublich will es scheinen, daß auf wenige hundert Meter solch schroffe Gegensätze bestehen können. Aber sie bestehen, sie sind da, mit Händen zu greifen. Ein kleines treffendes Beispiel nur aus der Woitschniker Gegend. Die Grenze geht durch den Wald. Auf deutscher Seite ein niedliches Bild. Tausende und Abertausende von roten Fliegenpilzen am Waldboden. Auf polnischer Seite kaum einer; denn die Bevölkerung ist die giftigen Schwämme aus. — Oberschlesisch und polnisch, das sind zwei verschiedene Welten. Nicht im Boden ist dieser Unterschied, dieser Gegensatz begründet. Dieselben Böden und geologischen Ablagerungen hier wie dort; derselbe Kiefernwald zieht sich weit über die Grenze.

Mächtiges Deutschtum war schon im 12. Jahrhundert in Schlesien erwachsen, und es strahlte gewaltig aus nach Oberschlesien, auch von Böhmen und Mähren her. Alte Handelsstraßen zogen von Mittelschlesien allenthalben, dem Odertal folgend, nach dem südlichen Oberschlesien und Krakau hin und weiter dem Karpathenrande folgend, aber auch längs der oberen Oder und über das Gebirge nach Österreich und Ungarn. Hierher führten andere Straßen, auch links der Oder, über die bequemen Sudetenpässe. Rechts der Oder über das heutige Kreuzburg, Rosenberg usw. leitete die alte Salzstraße nach

Czenstochau und Wieliczka, gleichfalls dem natürlichen alten Zuge folgend. (Heute gehen die wichtigsten Eisenbahnen auf diesen alten natürlichen Straßenzügen!) Deutsche Städte wurden in großer Zahl und schneller Folge hier begründet und wurden zu deutschen Siedlungsmittelpunkten. So schreitet die deutsche Besiedlung nicht allmählich von Westen immer weiter nach Osten vor, nein, von tief in Oberschlesien sich bildenden deutschen Mittelpunkten aus geht die Eindeutschung strahlenförmig nach allen Seiten und gewinnt allmählich auch den vollen Anschluß rückwärts an die alte Heimat. So geht der Verdeutschungsprozeß weit ausuholender und schneller, aber zunächst lüdiger. Rasch werden die zahllosen kleinen Städte rein-deutsch; langsam folgt das Land. Schwerfällig und langsam war der Lastwagenverkehr; langsam pulsierte das Leben — im Gegensatz zur schnellebigen Gegenwart! — und nur durch diese Art der Ausbreitung ist es zu verstehen, daß das Deutschtum in der kurzen Spanne von noch nicht drei Jahrhunderten ganz Oberschlesien, ja große Strecken jenseits der heutigen Grenzen durchdringen und sich angleichen konnte. Denn Oberschlesien war im 15. Jahrhundert so gut wie deutsches Land. Aber noch war der Prozeß nicht abgeschlossen, noch waren die Verhältnisse nicht genügend fest geworden, als der Umschlag eintrat: durch die Türkengefahr und das Aufkommen der Hochseeschiffahrt ward Schlesiens Handel gelähmt. Der Handelsverkehr mit dem Osten, der Oberschlesiens Deutschtum das Lebensblut zugeführt hatte, hörte auf, und Oberschlesiens Deutschtum ohne Nährquelle siechte im Kampf mit politischen Schwierigkeiten aller Art, Kriegen, Gegenreformationen . . . hin.

Auch Friedrich dem Großen war Mittelschlesien sein „Peru“, der wertvollere Teil der schlesischen Erwerbung. Aber er bemühte sich, aus Oberschlesien zu machen, was möglich war. So rief er Industrien hier ins Leben zur Ausbeutung der Bodenschäze, um das Land und seine Bevölkerung zu heben. Mit genialer Weitsicht hatte er damit das Richtige getroffen. Er ertüchtigte den Oberschlesier durch preußische Ordnung und Verwaltung. Als mit der Nutzbarmachung des Dampfkessels auf Dampfschiff und Eisenbahn der Siegeslauf modernen Weltverkehrs, moderner Technik einsetzte, als Kohle und Eisen Schäze geworden waren, da konnte auch Oberschlesien an dem Siegeslauf teilnehmen. Eine Zeit neuer Blüte brach an. Aber nicht Oberschlesiens, nein, ganz Schlesiens neue Blüte ist es. Weltenfern liegt Oberschlesien, und will es ernsthaft auf dem Weltmarkt wett-eifern, so muß ihm die Verkehrsmöglichkeit geschaffen werden. Hier springt Mittelschlesien, Breslau, mit seinen Möglichkeiten ein. Eisenbahnen, Oberschiffahrt sind Lebensnotwendigkeiten für Oberschlesien. Man hat Oberschlesien den einen Lungenflügel Deutschlands genannt. Nicht mit Unrecht.

Wilhelm Volz

Die Oder

Sie ist kein romantischer Bursch mit Weinlaub im Haar, sie strebt nicht nach den Toren des Welthandels. Wie ein Bauernweib schreitet sie durch die Fluren: langsam, behäbig, reich, sicher. Der Kinder hat sie viele. Denen, die wild zu ihr von den Höhen eilen, wehrt sie ihr Ungestüm und führt sie an stiller Hand weiter. Sie nimmt ihr Prieschen zu Ratibor und schaut mit hellen Augen nach dem Kohlenvorrat für ihren Haushalt. Den schleppt sie mit rüstigen Händen zum Herd. Kalkstaub fällt ihr aufs Kleid, aber sie verachtet ihn nicht. Sie liebt den Klang der Holzart. Die Ernte auf reichen Feldern ist ihre Freude, und zwischen weiten Wiesen summt sie ein unmelodisches, aber wohliges Lied. Träumerisch-fromm, mit glattem Sonntagsgesicht blickt sie an den ragenden Kirchen Breslaus empor. Zu Grünberg nippt sie ein bescheiden, aber gut Haustränklein, stärkt sich zu verdrossenem Gang durch Heide und Moor. Vor ihrem Ende ist sie reich, und mit weit ausgebreiteten Armen geht sie ins ewige Meer.

Paul Keller

Der schlesische Strom

Trage mich fort, bis der Regen aufhört
zu rauschen über den Wagendächern,
und die nassen Sträucher
nicht mehr gegen die Trittbrette schlagen —
O du Eisengestirnter, Brausender,
der du Lebende und Tote führst
durch das Reich dieser Erde,
über die nebelblinden, regenerfüllten Wiesen,
über die dröhnende, stöhnende Ebene
trage mich weiter — trage mich weiter!

Sieh, Ströme fluteten heraus unter dir,
in schwarzen Wellen
jagt das Wasser dahin durch die Brückenpfeiler,
schattenhaft ragen die Schiffe
aus Buhnen und Buchtens,
und von den bunten Lichtern
an Masten und Tauwerk
fällt der Schein hinab auf den einsamen Fluss.
Unten am Strande aber
spült das Wasser dahin über die Sandbänke
und schlucht in den Gräsern der Uferdämme.

A. T. Wegner

Der Oderwald

Wir fahren am frühen Morgen aus Schlesiens Hauptstadt. Glocken läuten in den dunstigen Morgen. Nur einige Klänge vernehmen wir. Sie rufen die Sonne in die Großstadt, in das Tor des Ostens.

Frische Jugend drängt sich um die Fenster und läßt die Stadt sich entfernen und versinken. In grauem Schleier liegt sie hier noch um uns, allmählich hinter uns, gleich einem riesenhaften Gespenst, das die Türme wie Arme zum Himmel reckt, weil sie auch gern mit uns in den Oderwald reisen möchte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert rückt er immer weiter von ihr hinaus. Ums Jahr 1000 stand er noch am Rathausplatz. Seht nur hinüber zum gewaltigen Elisabethenturm, zu den Magdalenenstürmen, diesen Wahrzeichen Breslaus! Überall starrt dort einst der mächtige Stromwald, den wir jetzt auf der Eisenbahn vor Breslau suchen müssen.

An Eisenfabriken fahren wir vorüber, die ihre Wagen und Räder in alle Welt schicken. Fuhr nicht eine jüngst von uns mit nach Spanien? Hier ist Linke-Hoffmann; 12 000 Arbeiter strömen durch diese Tore täglich ein und aus. Drüben liegt versteckt die Schule. Sie verbirgt sich aus Neid. Ade, ade, du schöne Maib, du tuft mir Leid, ich reise weit.

Wir recken uns alle in Wanderlust, im Vorgeschmack aller Seligkeiten des taufrischen Waldes. Die ersten beißen schon in die Schnitten. Die Sonne guckt jetzt etwas neugierig in unsere Fenster: ja, wohin denn, du Jugend, an diesem Morgen? Konntest du mich nicht erst fragen? Eine Wolke wälzt sich über die fernen Berge, von Neiße her. Himmel sei gnädig. Der alte Zobten verheißt Glück:

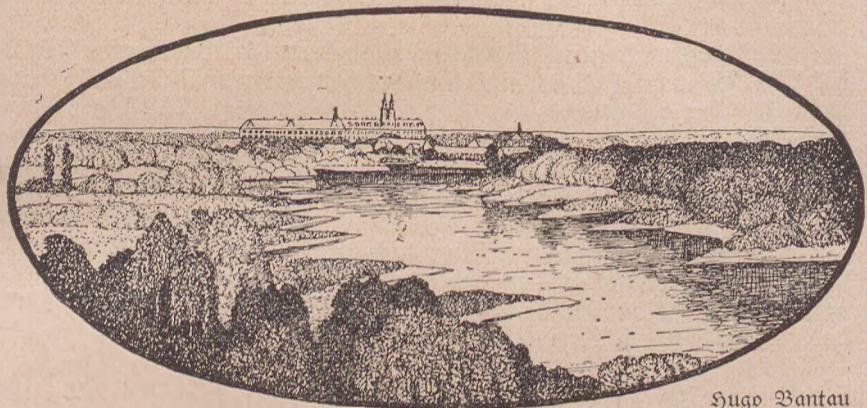
Höt a 'n Schleier, höt a 'n Hutt,
bleibt's geheuer, wads Wäter gutt.

Er hat ja so etwas wie ein Spanierhütel auf. Er scheint guter Laune zu sein; es sitzt und hängt am linken Ohr. Er hat gut geschlafen oder ist spät und fröhlich heimgekommen. Vielleicht hat er mit Rübezahlf zusammengesessen, der gute Vater Zobten, der Wächter der schlesischen Ebene.

Drüben grüßt der Wald nun zu uns herüber und begleitet uns bis Malsch. Vorbei geht es an Nippern. Dort liegt das Feld von Leuthen, vorbei geht es an Neumarkt, da die deutsche Art zuerst erßlang. Hier brachen Friedrichs Truppen gegen die Österreicher vor.

Schon drängt sich der Wald von allen Seiten um den Zug, den wir bei Malsch verlassen. Ein kleiner Marktort, einsam und still in der Frühe. Wir stehen am Strom. Endlich stößt er die Fähre zu uns, die uns alle auf das rechte Ufer trägt. Die Ketten rasseln, wir gleiten sanft immer tiefer in den Fluß hinein. Ein kleines Oderdörflein wird mit Wagen und Pferden auch hinübergesfahren: „Geihste meite eiber d'Auder?“

Duftige Auen führen uns in den Wald, über den der Himmel die blaue Kuppel wölbt. Knorrig und riesenhaft wächst er um uns auf, über dem schon der große König schützend seine Hand hielt. Es ist ein wunderbarer Anblick, dieser Eichenwald. Breiter flutet das Licht herein als in den Linden- und Tannenwäldern. An den mächtigen Kronen hängt das Sonnengold. Drüben geht der Strom. Hört wie der flutet! Hier und da blinzeln grüngoldene kleine Teiche ins Licht, die Kinder des vergangenen Hochwassers. Grünsamtene Matten legen sich schmiegend um sie. Regungslos stehen die Riesen und baden sich im Sonnenlichte, im blitzenden Schein vergangener Welt. Denn mit uns geht im Traumkleide die geschichtliche Erinner-



Hugo Bantau

rung. Sie verläßt uns keinen Augenblick. Durch diesen Wald zogen die ersten deutschen Mönche im September 1163. Was mag sie im Anblick dieses herbstlich gestimmt Waldes bewegt haben, was brannt in ihren Seelen!

Ich kenne nicht die Wälder an der Malapane. Ich kann diesem Walde nur den Oderwald zwischen Brieg und Ohlau an die Seite setzen.

Dann stehen wir vor dem mächtigen Kloster, das 225 Meter lang ist. Eines der gewaltigsten Bauwerke Europas, Barock.

Im Fürstensaal wird es uns vom Maler mit allen Flügeln vor gehalten. Der große Maler Willmann sieht uns hier jeden Schritt nach. Unten im Kirchengewölbe ruht er mit den andern. Wir steigen aber diesmal nicht mit zitterndem Talglicht hinab zu den Toten.

Dann stehen wir oben beim Städtel Leubus auf dem Weinberge. Stumm schauen wir hinab auf diese Waldschönheit. Es gibt nicht bald ein Stück schlesischer Erde, das hier wetteifern kann mit Pracht und Eindruck. So weit die Blicke reichen, dehnt sich der Wald, tief und still, umfloßen vom Licht. Er säumt den Strom, der voller Farbenspiel in Nähe und Ferne zieht. Kein Lufthauch bewegt ihn, der unten auch das Kloster wie ein Zauberschloß umlagert. Kein

Wanderer kann sich an dieser Pracht müde trinken. Fern ziehen die hellen Linien der Berge.

Weithin ist die Ebene in zartblauem Schleier ausgespannt. Sie lebt! Sie flimmert fern mit roten Dächern, weißen Türmen, bleich-gelben Getreidefeldern.

Hier auf dieser Sanddüne, auf der wir stehen, wollte Friedrich der Große Wein bauen. Er war nicht zufrieden mit dem Grünberger allein, diesem Stachelschwein, das durch die Kehle kriecht, — der besser ist als sein Ruf. Wollen wir nicht oderabwärts zu den Grünberger Weinreben fahren?

Da, ein heulendes Tuten: ein Dampfer schleppt vier lange Oder-fähne von Stettin nach Oberschlesien. Gsellend durchreißt er die Stille.

Auf einem kleinen Dampfer fahren wir später stromaufwärts bis Maltzsch, vorbei an aller Pracht, an der heiligen Stille des Oderwaldes. Der Abendschimmer hängt schon in allen Wipfeln. Über noch blauen sie wie am Mittage. Von Buhne zu Buhne trägt uns das Wasser, aber kein Auge kann sich satt sehen. Ein Lied verklingt: Wie hat es Gott so schön gemacht, — so mancher schöne deutsche Wald. . .

Nur still! Sieht dort drüben nicht auf einem Baumstumpf ein Mönch, der Schreiber der knorriegen Verse vom Kloster Leubus, der die ersten Eindrücke der Deutschen festhielt. . . . Schweigend steht der Wald. Die Wellen rauschen.

Wilhelm Schremmer

Der Schlesier in der Niederung

In manchen Gegenden der Fluszniederungen treten dir schwere, massige Menschen entgegen, wortkarg, in einer gütigplumpen Überlegenheit. Und bist du schon einmal in deinem Leben zwischen Deventer und Zutphen hindurchgegangen, so meinst du in den Schlesiern keine Schlesier, sondern Blamen zu sehen, und selbst ihre Sprache hat noch vieles vom Klange ihrer holländischen Heimat.

Hermann Stehr

Vergessene schlesische Heimatburgen

Unser schönes Schlesierland ist reich an alten Burgen. In den Bergen und im Tiefland, in Flusstälern und auf dem weiten flachen Lande finden wir sie verstreut, manche freilich vergessen und abseits von dem Strom der Zeit.

So gibt es allein in der näheren Umgebung der schlesischen Hauptstadt mehrere Burgen und Burgruinen, die selbst den wenigsten Breslauern, geschweige den übrigen Schlesiern oder darüber hinaus im Reiche bekannt sind. Eine von ihnen, die Burgruine Zelisch, ist mit der Geschichte der Städte Breslau und Brieg aufs engste verknüpft. Sie liegt in romantischer Gegend an der Oder, unweit des

Dorfes Zeltsch zwischen Breslau und Ohlau, mitten in den Eichenwäldern und den Wiesen der Oderniederung. Ehemals dehnte sich dort Urwald aus, und die Oder umströmte inmitten der tiefen Wälder eine Insel. Auf dieser Insel, die heute abseits vom Oderstrom, aber noch umlossen von einem alten Wasserarm liegt, ist die Burg gebaut worden. Sie blickt auf ein Alter von wohl siebenhundert Jahren zurück; denn schon im dreizehnten Jahrhundert wird sie geschichtlich erwähnt.

Die Burg war im Mittelalter reich mit Kanonen und großen Mörsern ausgestattet und spielte so im Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle, da sie die Straße von Ohlau nach Breslau beherrschte. Sie ist im Laufe des Krieges mehrfach herangetreten und genommen worden, bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen. Bei einer dieser Gelegenheiten kam der damalige Burgherr von Zeltsch, Hans Dietrich von Sauermann, ums Leben. Obwohl selbst ein Kaiserlicher, wurde er 1641 seines Rosses wegen von einem Kaiserlichen Offizier erschossen.

Eine Doppelreihe hoher Akazienbäume wölbt sich über diesem Denkmal aus alter Zeit, und die schneeweissen Blütendolden der Bäume atmen im Sommer süßbetäubenden Duft. Auf diesem Wege, der vom allgemeinen Verkehr längst verlassenen Landstraße nach Breslau, kommt man von der nahen Bahnstation Meleschwitz zu der alten Burgruine. Freilich ist es schwer, sich zu ihr hinzufinden, und noch schwieriger, sie aufzufinden. Denn sie ist ja von den Resten des alten Oderwaldes völlig umwuchert, und der seelartige tote Oderarm hält die Insel fest umfangen, auf der die Burgruine ihren Totenschlaf hält. Die hölzerne Brücke, die noch vor wenigen Jahren hinüberführte, ist abgebrochen, und der einzige Kahn, der in dem kleinen See vorhanden ist, ist vermooscht im Wasser versunken. So kann man eigentlich die Insel und die Burg nur besuchen, wenn der Wasserstand niedrig ist.

Auf der Insel wird man völlig überrascht von der urwaldähnlichen Natur. Gras und Unkräuter sind mannshoch emporgeschossen und haben mit anderem Geäst den alten Waldbestand der Insel völlig verdrängt. Zuerst glaubt man überhaupt nicht vorwärts zu kommen durch diese Dornröschchenhecke der alten Burg; schließlich entdeckt man aber doch noch die Reste eines Fußpfades, und auf ihm kommt man zu einem verhältnismäßig freien Platz, auf dem die Ruinen stehen. Hohl und leer sind die Mauerreste, ohne Dach, zum Teil schwärzlich angebrannt. Nur wenige Gemächer sind in ihrer Wölbung erhalten, am besten noch die ebenfalls gewölbten Keller. In dem Keller gähnt ein finsternes Loch. Dort soll ein unterirdischer Gang unter dem alten Odersee nach dem Parke und dem neuen Schlosse von Zeltsch gehen.

Mit einem Besuch der Ruine Zeltsch lässt sich der Besuch der Reste der Burg Ritschen verbinden. Der meilenweite Oderwald leitet von Zeltsch hinüber zu dem Ritschenberge. Bitternd schreiben

die Strahlen der Sonne allerhand Kringel auf die Blätter der Eichen und Buchen, als wollten sie mit Geisterschrift von dem Leben und Treiben erzählen, das ehemals in diesem Walde waltete, als noch der Ritschenberg und seine Umgebung Burgansiedlung und Kirche trug. Fast vierhundert Jahre sind es her, seit der Name dieser uralten Ansiedlung, die die zweite Kirche Schlesiens um das Jahr 1000 erhielt, in der Geschichte erlosch, fast sechshundert, seit die Burg in Trümmer ging. Niemand weiß, wie der Verfall eingetreten ist; nichts kündet mehr die Vergangenheit an wie einige Steine und Mauerreste.

Und doch hat auch dieser Ort seine Geschichte. Sicher ist der Ritschenberg schon in der Vorzeit befestigt gewesen. Noch heute erhebt sich ein alter Ringwall von fünf Meter Höhe und acht Meter Breite im Umfang von fast vierhundert Metern. Vermutlich ist er ursprünglich ein befestigtes Slawenlager gewesen, das den Übergang über die Oder schützte. Später ist dort eine Burg entstanden, und von ihr haben wir mannigfache Kunde. So wird erzählt, daß die Breslauer Bischöfe im Jahre 1038, als der Böhmenkönig Wratislaw mit einem großen Heere in Polen einfiel, Krakau und Breslau einnahm und bis nach Gnesen vordrang, aus Breslau nach der festen Burg Ritschen flohen. Auf ihr sollen sie viele Jahre residirt haben, einige auch begraben worden sein. Auch späterhin hat die Burg in der Kriegsgeschichte eine bedeutende Rolle gespielt. Im 14. Jahrhundert scheint sie dann mehr und mehr verfallen zu sein. Länger als die Burg hielt sich das Dorf Ritschen, das unweit der Burg entstanden war. Aber auch von diesem Dorfe ist fast nichts mehr erhalten geblieben. Der Sage nach soll es versunken sein, und es ist wohl möglich, daß die Oder in einer gewaltigen Überschwemmung die Ansiedlung für immer vernichtet und begraben hat. Nur von der alten Kirche von Ritschen fand man bei gelegentlichen Grabungen Fundamentreste, und als man tiefer grub, da stieß man auf eine heidnische Begräbnisstätte, auf der die Kirche und der Kirchhof errichtet waren.

Der rauschende und raunende Wald behütet das Geheimnis dieser uralten menschlichen Stätte, und einen heimlichen Schauer fühlt man, wenn man an diese Stelle kommt.

Doch, unser Weg soll uns auch zu einer in allen Teilen wohlerhaltenen Ritterburg in der Umgebung Breslaus führen. In einem stillen Waldtal, umgeben von waldgekrönten Hügeln, ist sie ganz nahe bei Breslau gelegen, die Wasserburg Wohnewitz. Der Wanderer, der aus dem Walde heraustritt, ist überrascht von diesem Urbild einer alten Ritterburg. Mit Türmchen und Erkern grüßt der alte wappengeschmückte Bau, der von wildem Wein umrankt und umrahmt vor hohen Bäumen ist, herüber. Ein Wallgraben voll schwärzlichem Wasser umzieht die Burg, und eine Grabenbrücke führt zu ihr hinüber. Es ist ein kostliches, mittelalterliches Bild, das sich hier in diesem Waldtale auftut.

Nikolaus Schebitz, aus einer Familie, die im Breslauer Rate saß, baute diese Burg im sechzehnten Jahrhundert. Sie lag abseits von der großen Heerstraße, und so hat sie alle Kriegsstürme, vor allem den Dreißigjährigen Krieg und seine Verwüstungen überdauert.

Georg Hallama

Das Bartschgelände oberhalb Trachenberg

Vom Nezigoder Teiche dehnt sich bis an die Bartsch und an eine größere westliche Teichgruppe der Trachenberger Tiergarten aus, ein Waldheiligtum, in dessen Schatten niemand ohne tiefen Eindruck eindringen wird. Ein Jagdschlößchen bietet dem Fürsten bei vierzehntägigem Aufenthalt hier die Wahl zwischen der Wasserjagd, für die ein Dutzend Jagdkähne bereitstehen, und der Jagd in der überaus merkwürdigen Bruchwaldung. Ihr eigentümlichster Teil ist der von der Nezigoder Bartsch durchzogene Erlenbruch der „Luge“. Auf flachgehenden Nischen befährt man eine 15 bis 20 Meter breite Wasserbahn, beschattet von Laubholz, das seine Äste weit über den stillen Wasserspiegel überhängt. Im Gegenfalle zu dem geräuschvollen Vogelleben der Teiche herrscht hier vollkommene Stille. In raschem Wechsel ziehen immer neue Baumgruppen, deren Bild das Wasser verdoppelt, vorüber: bald würdige Eichen, dann wieder schlanke Buchen, aber allmählich durchaus vorwiegend hochaufgeschossene Erlenstämme. Hier und da sieht man Rotwild durch den Sumpfwald schreiten, über einen Boden, dessen Festigkeit man nach der größeren oder geringeren Zahl der umgestürzten Bäume beurteilen kann; ausgewählte schlammige Uferstellen verraten das Behagen von Wildschweinen, deren Jagd auch mit den Waffen der Gegenwart nicht ungefährlich ist. Allmählich beginnt der feste Zusammenhang des Waldbodens sich zu lockern; er löst sich auf in kleine, oft nur zwei Meter Durchmesser haltende Inseln, die ganz aus dichtverschränktem Wurzelwerk einer vier- oder fünfstämmigen Erlenkolonie bestehen. Der Kahn gleitet durch ein Labyrinth von Wasseradern zwischen diesen Inseln dahin. Hier und da gewahrt man ein auf solch einer wasserumfangenen Baumgruppe geborgenes Nest von Wildgänsen, gelegentlich fliegt ein Schwarm von ihnen geräuschvoll auf. Ihnen nachsehend, blicken wir an den Ersen empor und erfreuen uns an ihrem schlanken, geraden Wuchs, bisweilen auch an ihrer Stärke. Sie sind keineswegs — wie anderwärts — minderwertiges Strauchwerk, sondern hochgeschätztes Nutzholz der Möbeltischlerei. Aber still ist dieses Naturbild keineswegs. Es ist nur der Untergrund für ein regfames, lärmendes Leben der in dem Röhricht nistenden Vogelwelt. Wiewohl ich mit meinem unscharfen und gerade für diese Beobachtung ungeübten Auge nur die Hälfte von dem sah, was die Ausrufe der Gefährten mir verkündeten, war ich doch erstaunt

über dieses muntere beschwingte Leben. Bald horchte man dem klagenten Rufe des Regenpfeifers, bald dem Kreischen der Möven oder dem gurgelnden Kollern des Krontauchers. Die Aufmerksamkeit des Auges teilte sich zwischen den absonderlichen Flugbahnen der Vögel, dem *Zickzack* des Kiebitzes, dem geradezu stözenden, strammen Zielbewußtsein der Wildente, den eleganten Vogenzügen der Möven und anderseits dem, was auf dem Wasser vorging. Ruhig segelnde, aber dann beim Nahen des Bootes empor schwirrende Wildgänse, Taucher, die nur einen Moment den schwarzen Kopf über Wasser stießen, um sofort wieder zu verschwinden. Wasserhühner, ängstlich ihr deutlich aus einer milchweißen Blütenfläche hervortretendes Schilfnest umflatternd, in dem sechs überraschend große, gesprengelte Eier lagen. Jeden Augenblick gab es etwas Neues zu sehen. Besonders lebhaft ging es her über einem „Mövenberg“, einer knapp den Wasserspiegel erreichenden Stelle des Teichbodens, wo die Möven ihre Nester gebaut hatten. Der Kahnführer trat mit seinen hohen Wasserstiefeln in den flachen Teichgrund, schob unseren Nachen an einen hohen, betretbaren Bodenstreifen und holte ein paar sauber gebaute Vogelnester mit ihrem Gelege (meist drei Eiern). Unvermerkt schnell war die Stunde der Teichfahrt verrauscht. So überraschend der Genuss der Eindrücke solch eines einzelnen Teiches im Zustande der Bewässerung ist, so anziehend ist ein Aufblick in den ganzen Plan und Betrieb der Teichwirtschaft, die hier erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur gegenwärtigen Vollkommenheit erhoben wurde, wenn sie auch schon in früheren Jahrhunderten, so unter den Kurzbach des 16. Jahrhunderts, die drei Fische im Wappen führten, hier als naturgemäße Nutzung der ausgedehnten, leicht überfluteten Niederrungen der Bartsch erkannt war. Zu beiden Seiten der Bartsch liegen gegenwärtig innerhalb des Fürstentums Trachenberg an 1900 Hektar der Teichwirtschaft unterworfenen Landes. Die in dreijährigem Wechsel von Feldbau und Fischzucht sich ändernde Verwertung der einzelnen Flächen wird von der Bartsch aus geregelt durch die Hammermühle bei Biadauschke. Die der Fischzucht überantworteten Teiche empfangen ihre bestimmte Rolle im Gange der Entwicklung der Fische. Man unterscheidet Laichteiche zum Leichen des Mutterkarpfens und zur Entwicklung des Fisches aus dem Ei, Brutstreckteiche für seine Pflege im ersten, Streckteiche für die im zweiten Lebensjahr, Abwachsteiche für das Auswaschen zum Speisefisch. Im Oktober wird das Abfischen der Teiche, deren Ertrag herangereift ist, vorgenommen. Etwa 15—1600 Zentner gelangen zur Versendung, zumeist auf den Breslauer Markt. So bietet die Landschaft zu Seiten der hohen Dammlwege ein überaus wechselndes Bild. Immer sind es Eindrücke von für Schlesien einziger Art, die den Wanderer begleiten, wenn er durch die Teichlandschaft seinen Weg von Gollau gegen Trachenberg verfolgt.

Josef Bartsch